Hist. miscell. 288.

Schiller.

Geschichte
der merkwürdigsten
Rebellionen
und
Verschwörungen
aus den
mittlern und neuern Zeiten.

Bearbeitet von verschiedenen Verfassern,
gesammelt und herausgegeben
von
Friedrich Schiller.

Erster Band.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Crusius,
1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bey Siegfried Lebrecht Crusius in Leipzig sind folgende neue Bücher herausgekommen und um beygesetzte Preise zu haben.

Berlinismus, der, oder Freundschaftsgespräch über D. Stark und seine Gegner, ein Auszug aus allen bisher erschienenen Schriften über den Catholicismus, besonders aus Dr. Starks Werke, 8. 6 Gr.

Beschreibung des Fürstl. Anhalt Dessauischen Landhauses und englischen Gartens zu Wörlitz von August Rode ohne Kupfer, gr. 8. 16 Gr.

Ebendasselbe mit 5 groß Folio Kupfern. 3 Thlr.

Betrachtungen, freimüthige, über das Edikt vom 9ten Julius 1788. die Religionsverfassung in den preußischen Staaten betreffend, 1s u. 2s Stück, 8. 6 Gr.

Beweis, unumstößlicher, daß alle Aufklärer Atheisten sind, 8. 6 Gr

Beyers, J. R. G., Auszug aus dem Handbuche für Kinder und Kinderlehrer über den Katechismus Lutheri, 8. 12 Gr.

Beyers, G. G., Unterricht in der Orthographie für Frauenzimmer und Nichtstudierende, 8. 6 Gr.

Beyträge, zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes der Christen von Hermes, Fischer und Salzmann, des 2ten Bandes 2tes Stück, 8. 12 Gr.

Briefe eines amerikanischen Landmannes an den Ritter W. * S. * vom Jahr 1770 — 1781. aus dem Englischen ins Französische von *** und jetzt aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet, von J. A. E. Götze, 2r Band, 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Geschichtserzählung, gründliche, von den Rechten der Erzbischöfe alter und neuerer Zeiten zur Erläuterung ihrer Streitigkeiten mit dem römischen Hofe, 8. 12 Gr.

Hellwerth, Emanuel, eine Geschichte aus dem deutschen Vaterlande, vierter u. letzter Theil, 8. 14 Gr.

Krohne, Joh. Chr. Friedr., Reden und Betrachtungen über Gegenstände der Natur, der Wissenschaften und Sittenlehre zum Gebrauch junger Leute auf Schulen, 1te Sammlung, 8. 12 Gr.

Kupfer

Kupfer zu Salzmanns moralischem Elementarbuche, 3tes Heft, 8. 3 Thlr.

Lehrbücher, für die Jugend in Nordcarolina, herausgegeben von einer Gesellschaft Helmstädtischer Professoren, dritte Lieferung. Religionsgeschichte und geographisches Handbuch, 8. 22 Gr.

Die Religionsgeschichte von Herrn Henke. 8 Gr.

Das geographische Handbuch. 14 Gr.

Ludwigii, Ch. Fried., icones cauitatum thoracis et abdominis a tergo apertarum, 4. maj. 16 Gr.

Magazin, deutsches gemeinnütziges, herausgegeben vom Prof. Eggers in Koppenhagen, 4s Quart. gr. 8 20 Gr.

Marshals, Humphry, Beschreibung der in den vereinigten Staaten von Nordamerica wildwachsenden Bäume und Stauden, aus dem Engl. mit Anmerk. und Zusätzen von C. F. Hoffmann, 8. 18 Gr.

Miller, Fr. v., reine Taktik der Infanterie, Cavallerie und Artillerie, 2r Theil, gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Ebendasselbe in französischer Sprache, 2ter Theil, gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Millot, des Herrn Abt, Universalhistorie, alter, mittler und neuerer Zeiten, aus dem Franz. 10r Theil mit Zusätzen und Berichtigungen und nun auch mit einer Fortsetzung bis auf gegenwärtige Zeit von W. E. Christiani, gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Ebenderselbe für diejenigen, die das Millotsche Werk nicht besitzen unter dem Tittel: Christiani, Wilh. Ernst, Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten von dem Achner Frieden 1748. bis auf gegenwärtige Zeit, 1ter Band, gr, 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Allgemeines Register über die ersten 9 Bände des Millotschen Werks übersehen und herausgegeben von W. E. Christiani, gr. 8. 16 Gr.

Mund, S. F. G., landwirthschaftliches Magazin 1r Jahrg. 2s Quartal, gr. 8. 10 Gr.

Plancks Geschichte der Entstehung, der Veränderung und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs, vom Anfang der Reformation bis zu der Einführung der Koncordienformel, 3r Band, gr. 8. 1 Thlr.

Pleßings, Fr. W. L., Versuche zur Aufklärung der Philosophie des ältesten Alterthums, 1r Band gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Rei-

Reichard, M. H. G., Nachahmung von Lycophrons Cassandra, zu mehrerer Empfehlung des Originals, gr. 8. 1 Gr.

Reißig, M. Joh. Hauptstücke der christlichen Lehre, 8 4 Gr.

Religionscantaten nach Anleitung der evangelischen Festtexte aufs ganze Jahr nebst abwechselnden Religionsgesängen und einem Anhange einiger Cantaten besondern Feyerlichkeiten gewidmet, 8 6 Gr.

Retzii Andr. Ioh. Obſerv. botanicae faſc. V. fol. maj. 16 Gr.

Salzmanns, Chr. Gottl., Bote aus Thüringen, eine Wochenschrift 2s und 3s Vierteljahr. 8 Pränumerationspreiß für jedes 4 Gr. 6 Pf.

Schiller, Fr., Abfall der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung, 1r Band, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ebendesselben Geschichte merkwürdiger Verschwörungen und Rebellionen aus mittlern und neuern Zeiten, 8 18 Gr.

Wolcke, C. H., premieres, connoiſſances pour la jeuneſſe, ou deſcription de cent et ſoixante figures gravés en taille douce à l'uſage des jeunes gens, qui veulent apprendre l'Allemand, le Ruſſe et le Francois, traduit de

de l' allemand, gr. in 8. avec des figures enluminées 18 Gr.

Le meme livre avec des figures non enluminées. 12 Gr.

Zeitung, deutsche, für die Jugend herausgegeben von Herrn Rath Becker in Gotha 1788. 2s und 3s Quartal, 4. Jedes Quartal 12 Gr.

Annales literarii, cura Ch. Aug. Güntheri ad annum 1788. Aprilis usque ad Augustum 8. Helmstadii. 1 Thlr. 16 Gr.

Nachricht.

Zu diesem ersten Bande der Geschichte merkwürdiger Verschwörungen, war noch eine vierte Verschwörung, die des Fiesko gegen Genua, bestimmt, welche aber wegen Mangel des Raums, zum zweyten Bande verspart werden mußte, auf welchen auch die Vorrede zu diesem Werke ausgesetzt

 bleibt.

bleibt. Die Verschwörung gegen Venedig ist beinahe wörtlich aus S. Real übersetzt, weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde.

S.

Geschichte

Geschichte

der

merkwürdigsten Rebellionen

und

Verschwörungen.

I.

Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi, im Jahre 1347.

Der auffallende Kontrast, den uns die neueren Römer darbieten, wenn wir sie gegen ihre grossen Voraltern halten, liesse sich zwar ohne viele Mühe aus den unvermeidlichen und immer gleichen Wirkungen der Zeit erklären. Glaubt man aber schon in dem Perioden der grösten Macht dieses Volkes Anlagen zu seinem späteren Karakter zu entdecken, so begnügt man sich nicht mehr mit diesem allgemeinen Grunde, und man sucht die Lücken zu ergänzen, welche den philosophischen Zusammenhang der Geschichte hier zu unterbrechen scheinen.

Daß eine so ungeheure Masse als die Römische Monarchie unter ihrem eignen Gewichte zusammenbrechen muste, scheint ausgemacht genug; aber es bleibt ein unauflösliches Problem für die Vernunft, wie und wenn sie gefallen seyn könnte, wenn die christliche Religion

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

in keine Verbindung mit ihren Schicksalen gekommen wäre. Die Symptome einer tödtlichen Krankheit äusserten sich in der Republik, noch ehe es Christen gab. Ob aber Roms Fall nicht weniger unedel, nicht mit grösserem Widerstreben, mit mächtigeren Konvulsionen begleitet gewesen wäre, wenn mit seinem allmähligen Hinsinken die glücklichen Revolutionen eines neuen Glaubens nicht in gleichem Schritte fortgegangen wären: darüber ist es kaum möglich sicher zu entscheiden, weil man allzuleicht verführt wird, Dinge die sich zu gleicher Zeit ereignet haben, als Ursache und Wirkung zusammen zu verbinden.

Konstantin und Julian sind die beyden Puncte, um welche man sich gewöhnlich bey dieser Untersuchung dreht; und beyde Instanzen sind, jede in ihrer Art, für die Gegner des Christenthums von gleich bequemen Gebrauch. Aber die Laster und die Tugenden dieser Fürsten konten von ihrem Glauben unabhängig seyn; und man läuft Gefahr voreilig zu urtheilen, wenn man die glänzende, aber grausame und höchst verderbliche Regierung des einen seiner Bekehrung, und die grossen fürstlichen Verdienste des andern seiner Apostasie zuschreibt.

Indessen

Indessen kan man aus dem Einflusse der christlichen Religion, so wie sie durch Mystik entstellt, von den Kaisern, den unwissendsten Theologen, misverstanden, von den Bischöffen und Priestern in Worten und in Thaten schlecht gelehrt, und allzuoft nach den Absichten ihres Ehrgeitzes, ihres Eigennutzes verdreht, im Reiche eingeführt wurde, viele von den traurigen Phänomenen erklären, die den Einsturz der Römischen Monarchie begleiteten. Vorzüglich scheint es, als ob die Fortschritte, welche die neue Lehre in einem Zeitpunct zu machen anfing, wo der Karakter der Römer schon durch die Anlagen ihres politischen Verfalls eine beträchtliche Verschlimmerung litt, den Grund zu der sonderbaren Mischung gelegt hätten, die den Geist dieses Volks in den neueren Zeiten bezeichnet. Diese Wirkungen musten anfangs so schwach, so unwichtig seyn, als es die Fortschritte der Religion selbst waren; wie sich aber ihr völliges Uebergewicht entschied und sie auf dem Throne der Kaiser saß, da konnten die schlimmen Folgen ihres damaligen unvollkommnen Zustands mit grosser Schnelligkeit um sich greifen, und allenfals den Geist eines ganzen Jahrtausends stempeln.

Die heftigen Spaltungen über die Glaubenslehren unter den Priestern selbst, und der Antheil, den man ihren Zwistigkeiten im Staat und am Hofe einräumte, verbreiteten unter allen Ständen die trockenste, unfruchtbarste Speculation. Die allgemeine Sucht über mystische Spitzfündigkeiten zu grübeln, lähmte vollends den Muth der Nation. Verbunden mit Unwissenheit und Kabale, muste sie Hartnäckigkeit, Treulosigkeit, Grausamkeit hervor bringen. Unterdessen dauerten von aussen die schreklichen Angriffe fort, welche die äussersten Kräfte des Volks aufforderten. Man half sich in augenblicklichen Gefahren wie man konte, das heißt, mit Verrätherei und Wortbrüchigkeit. Diese Waffen konnten eine kurze Ruhe vor den Barbaren verschaffen, die ihrer nicht gewohnt waren; und die innerlichen Zwietrachten, die theologischen Kriege, hatten keine andern übrig gelassen. Aber sie wehrten den Untergang des Reiches nicht ab, und vergifteten überdieß auf lange Zeit den Karakter der Menschen, welche aus dessen Trümmern zurück blieben. Aehnliche Ursachen zeugten ähnliche Wirkungen; daher die Verwandtschaft des Karakters zwischen den Römern, den übri-

gen

gen Italiänern und den Griechen, unter den Kaisern des Orients bis zu der Eroberung von Konstantinopel; daher auch der Kontrast dieser Völker gegen die Barbarischen, oder von den Barbaren gestifteten.

Feigheit und ihre unausbleibliche Folge, Verrätherei, eine lebhafte, reizbare Imagination, die beständige Unruhen und Gährungen unterhält, und vorzüglich ein dunkel wirkender Ahnenstolz, der sie vor den andern Italiänischen Völkern auszeichnet, der sie öfter und sonderbarer hebt als die andern: das sind ohngefehr die Hauptzüge zu dem Karakter der Römer, von dem Untergange des Römischen Reichs bis zu der Epoche, deren Geschichte hier behandelt werden soll. Dazu kömmt, daß die äusserst unbeständige, getheilte und verworrne Verfassung der Stadt seit dem fünften Jahrhundert, daß die Ansprüche, die von allen Seiten in ihrem Mittelpunct zusammenstoßen und ihr keine Zeit lassen sich zu besinnen: was und wessen sie eigentlich ist, jede Möglichkeit abschneiden, die Unbestimmtheit und Planlosigkeit zu fixiren, welche alle öffentliche Handlungen dieses Volkes auszeichnet. Vielleicht wird es nicht ausser seiner Stelle seyn, die

Schiksale Roms, von seiner ersten Grösse an, kurz durchzugehen, um ihrer Uebereinstimmung mit jenen Resultaten nachzuspüren.

Die Republick dauerte fünfhundert Jahre. August war der erste Monarch des freiesten Volkes, und vier Ungeheuer, die nach ihm den Thron bestiegen, konnten den Monarchenhaß und den republikanischen Geist nicht wieder aufwecken. Diese Apathie, mit welcher die Römer schon jezt, wenige Jahre nach dem Sturz der Republick, einem Tirannen nach dem andern in die Hände fallen, zeigt uns an, wie weit wir zurück gehen müssen, um den Keim zum unwiederbringlichen Ruin der Freiheit aufzusuchen. So kan auch eine selten unterbrochne Reihe von dunkeln, kraftlosen Tirannen, die wir nach Mark Aurel auftreten sehen, keine Veränderung hervorbringen. Die meisten werden ermordet, aber die besseren wie die schlimmen, und alle von Menschen, die so nichtswürdig sind als sie. Die Römische Geschichte wird jezt finster und traurig, und der Römerpöbel — denn die Enkel der Scipionen verdienen von nun an keinen bessern Namen, — zeigt sich immer zur Freiheit und zur Sclaverey gleich unfähig.

So wie die Republick sich unvermerkt zur Monarchie hingeneigt hatte, und durch innere, lang um sich greifende Krankheit nach und nach verloschen war; auf eben diese unrühmliche Weise verlohr sich auch das occidentalische Kaiserthum. Es wird wenig von dem Absterben eines Schwindsüchtigen gesprochen, weil man sich lange zuvor gewöhnt hat ihn für todt zu halten; daher hat diese grosse Epoche so wenig ausgezeichnetes, und es wird kaum noch um des Wortspiels willen der Mühe werth gehalten anzumerken, daß der letzte, der auf dem Throne der Cäsaren saß, Romulus Augustulus hieß. Die Heruler und die Gothen herrschten jetzt in Rom. Diese Barbaren waren mächtig genug, um ihre Eroberung zu verachten; sie liessen die uralten Namen und Würden der Republick stehen; Senat, Konsulat, Präfektur blieben unangetastet, und man wird diese Schonung schwerlich einem Gefühl von Ehrfurcht zuschreiben können. Der Gothe Totila wollte im sechsten Jahrhundert die Stadt Rom von Grund aus zerstören, und ihre Einwohner in die weite Welt schicken: nicht aus Haß oder Kriegeswuth, sondern, wie es scheint, aus blossem Ueberdruß, weil sie ihm mehr Mü-

he machte als sie werth war. Nur die Vorstellungen seines edeln Feindes Belisarius wandten seinen Entschluß noch ab.

Der republikanische Schein, die alte Terminologie blieb auch unter den Griechischen Kaisern, welche nach den Gothen Rom besaßen. Aber während dieser Zeit vermehrte sich das Ansehen der Bischöffe von Rom, und man sieht mit Erstaunen, wie die weltliche Gewalt langsam und allmählig in die geistliche überfließt. Von Pipin und Karl dem Grossen fieng ein neues Sistem an: Karl schien sich erst wie sein Vorgänger mit dem bescheidnen Namen Patrizius von Rom zu begnügen; aber sein Ehrgeitz strebte höher, er war bald Kaiser, und dies wurde für Rom der Anlas zu einer neuen Unruhe und Unbestimmtheit. Die päbstlichen und kaiserlichen Ansprüche stiessen bald gegen einander. Natürlicher Weise aber bestimmten in diesen Zeiten die persönlichen Eigenschaften der einzelnen Fürsten und Päbste das Schicksal der Stadt. Leo der vierte rettete Rom von den Sarazenen (849) und erbauete ansehnliche Festungswerke, um die Stadt vor künftigen Anfällen zu sichern. Ein Pabst wie dieser verdiente Fürst zu seyn, und er war

es

es auch. Aber in kurzer Zeit erwarben die Päbste, mehr noch durch die Dumpfheit der andern als durch die Ueberlegenheit ihres eigenen Geistes, eine Macht, bey welcher ihnen das persönliche Verdienst sehr entbehrlich wurde, von der aber keine Stralen auf das unglückliche Rom zurück fielen. Ihre Herrschaft wirkte blos auf die Geister; auswärts durften sie die Halbgötter spielen, in Rom waren sie Menschen, und sie konten ihre Residenz niemals vor der Rache der Fürsten schützen, die sie selbst gereitzt hatten.

Das Volk allein war unvermögend sich zu vertheidigen. Der Römische Adel hatte eine Ueberlegenheit erlangt, welche die Verfassung in gewissem Betracht aristokratisch machte; aber er war selbst in Partheien getheilt, die in unaufhörlichem Kriege lebten und eine vollkommne Anarchie in der Stadt bildeten. Die Feindschaften der Familien waren durch die Streitigkeiten der Kaiser und der Päbste entstanden; aber sie dauerten fort, wenn zwischen diesen alles ruhig war, und ihre Namen allein, Guelfen und Gibellinen, erinnerten sie noch an die Ursachen, um die sie sich schlugen. Das Volk lebte indessen in einer immerwährenden

Gährung, die Römer hörten nie auf republikanische Aufwallungen zu fühlen; aber es fehlte ihnen an Kräften zur Ausführung, an Plan sie zu gebrauchen. Auch fand sich kein Mann, der sie hätte lenken, und ihr Schicksal auch nur auf einige Zeit bestimmen können. Grausame Dummköpfe und rasende Fanatiker, wie Kreszentius und Arnold von Brescia, waren die Menschen nicht, Roms Freiheit wieder herzustellen; und bey dem Volke selbst war das Freiheitsgefühl nichts als schwache Reminiszenz, ein leeres Poetenfeuer, das Blasen aufwarf, die schnell, wie sie entstanden waren, zerfuhren.

Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts verließ Klemens der Fünfte den bisherigen päbstlichen Sitz und pflanzte ihn nach Frankreich. Rom war nun ausgesetzter als jemals; die Einwohner hörten die Stimme ihres Hirten nicht mehr, und die Zügellosigkeit eines Volkes, das nicht frei war und kein Oberhaupt hatte, muste unbegränzt seyn. Verbrecher aller Art fanden eine sichere Freystatt in Rom, und die Räubereyen wurden so allgemein, daß alle Begriffe von Eigenthum verschwanden. Handel und Gewerbe lagen darnieder, denn

es

es wagte sich kein Fremder in das Gebiet der Stadt. Viele aus den ersten Häusern, welche die ausübende Gewalt im Staate hätten verwalten können, stellten sich lieber selbst an die Spize der Räuber. Dieser Zustand des äussersten Elends dauerte bis zu den Zeiten Klemens des Sechsten; alles klagte, alles murrte, aber es wurde nichts gethan den allgemeinen Beschwerden abzuhelfen. Vier Päbste hatten bereits in Avignon residirt, und es eröfnete sich noch immer keine Aussicht, daß die Uebel gehoben werden sollten, welche diese Auswanderung über die Stadt gebracht hatte. Plözlich aber fand sich Roms ganze Verfassung und Gestalt zum Erstaunen seiner eignen Bürger verwandelt, ohne daß diese Begebenheit durch die gewöhnlichen Vorboten politischer Veränderungen eingeleitet war.

Um diese Zeit fieng man an, einen jungen unbekannten Menschen zu bemerken, der täglich unter den Ruinen wandelte und in den Denkmälern des alten Roms seine Wohnung aufgeschlagen zu haben schien. Sein abentheuerliches Betragen, seine seltsamen Reden spannten die Ahndungen einiger seiner Mitbürger. Er sprach oft für sich und mit den heftigsten

tigsten Gebährden; zuweilen redete er die Vorübergehenden an, welche die Neugierde reizte ihn zu behorchen, und küzelte ihre Ohren mit bombastischen Deklamationen, denen seine vortheilhafte Gestalt einen grossen Nachdruck gab. Die ehemalige Grösse der Römer, ihre jezige Erniedrigung, die schlaffe Geduld, womit sie diesen Zustand ertrugen: dies waren die Gegenstände aller seiner Reden, über diese war seine Beredsamkeit unerschöpflich. Jede Büste, jeder Stein, den irgend eine Begebenheit des Alterthums merkwürdig machte, führte ihn auf seine Lieblingsmaterie, und seine Begeisterung theilte sich bald seinen Zuhörern mit. Durch ihn wurden gewisse überspannte Ideen in Rom wieder Mode, welche das allgemeine Elend und die Erschlaffung, die dessen Folge war, schon längst in allen Seelen erstikt hatten. Sein Ruhm verbreitete sich unter allen Klassen des Volks. Ein räthselhafter und prophetischer Ton, aus dem er selten herausging, trug nicht wenig bei, seiner Beredsamkeit Eingang zu verschaffen. Man bemerkte mit Verwunderung, daß er sich gezwungen glaubte, über große, wichtige, aber noch nicht reif gewordne Gedanken einen gewissen Schleier zu werfen;

werfen; und hinter der Neugierde, die dieser Schleier reizte, gelang es ihm, dem Spotte zu entgehen.

Dieser Mensch, den man bald gewohnt wurde, für den künftigen Wiederhersteller des alten Roms anzusehen, war der Sohn eines Schenkwirths und einer Wäscherin. Seine Mutter wurde für die Tochter eines Bastards von dem Kaiser Heinrich VII. gehalten, und er selbst war nicht ungeneigt diese Meinung zu unterstüzen und seine Geburt auf diese Weise zu veredeln. Sein eigentlicher Geschlechtsname war Nikolaus Gabrini, man nannte ihn aber nach der Gewohnheit der damaligen Zeiten von dem Vornamen seines Vaters, Laurentii, Rentii, Rienzi, das heißt, Sohn des Laurentius; und unter dieser Benennung ist er in der Geschichte am meisten bekannt. Er war unter dem niedrigsten Pöbel von Handwerkern, Bettlern und Juden geboren; doch riß ihn die Erziehung, die er sich selbst zu geben wußte, bald aus dem Stande heraus, den ihm das Schiksal angewiesen hatte. Er hatte in der Redekunst und Rechtsgelehrsamkeit nicht gemeine Kenntnisse erlangt, aber die verschiednen Denkmäler des Alterthums, von denen er umgeben

geben war, zogen sein Genie am meisten an; und er brachte es durch unablässiges Studium so weit, daß er unter die ersten Antiquare seiner Zeit gerechnet wurde. Sein vortrefliches Gedächtniß unterstüzte seine Beredsamkeit sehr gut, denn er wußte die besten Römischen Schriftsteller auswendig, und führte beständig Stellen aus diesen, vorzüglich aus den Geschichtschreibern, im Munde.

Sonderbar mahlt sich in unsern Zeiten die Erscheinung ab, daß aus einem Litteratoren dieser Art der Anführer einer Verschwörung hervorwächst, welche die Verfassung eines Staats umkehrt. Hat aber auch jemals ein Mensch gerade nur in die Zeit gepaßt, in welcher er lebte, so war es Rienzi. Er besas eine ungeheuer lebhafte Einbildungskraft; auf dem Plaze, wo er stand, und durch das Studium, dem er sich ergab, wurde sie in einem hohen Grade gereizt. Seine Vernunft war durch seinen leidenschaftlichen Eifer für die Wissenschaften angegriffen worden: mit einem Worte, er hatte sich überstudirt. Die Ausschweifungen, auf welche er in diesem Zustande gerieth, machten von der einen Seite Eindruck genug auf das Volk, um mit der Zeit Wurzel

zu

zu fassen, und schienen von der andern den Großen zu verächtlich, um in der Geburt erstikt zu werden. Durch die günstige Aufnahme, die er so unverhoft fand, entstanden erst die grossen Plane, die er nachher mit ähnlichem Glücke ausführte. Deutlich bildeten sie sich sehr spät, und vielleicht gar erst nach der That in seinem Kopfe, ohnerachtet er sich lange zuvor mochte in einem dunkeln Hintergrunde als den Menschen erblikt haben, der Roms Freiheit wieder aufbringen würde. Es wäre der Mühe werth, den stufenweisen Fortschritten seiner Gedanken nachzuspüren, wenn man von den Geschichtschreibern der damaligen Zeiten in dieser Untersuchung besser geleitet würde; aber sie haben sich begnügt, ihr eignes, noch ganz frisches Erstaunen über diese Begebenheiten auszudrücken, ohne weitere Arbeit anzuwenden, um sich selbst und ihren Lesern ein deutlicheres Bild von dem Helden derselben zu machen. Wir erfahren daher von ihnen gerade nur genug, um diesen Gesichtspunkt selbst zu erwählen, den einzigen, nach welchem sich die anscheinenden Widersprüche in seinem Karakter zusammenreimen lassen. In der Folge gieng es ihm freilich wie allen glücklichen Fanatikern, er

verband Heuchelei und List mit Schwärmerei und Unsinn. Jezt aber werden wir ihn durch die unregelmäßigsten Mittel, ohne Rathgeber, ganz allein, zu dem höchsten Ziele gelangen sehen; und er erscheint den Augen der Nachwelt darum doch nicht grösser.

Ein Beweis, daß Rienzi's Verdienste nicht unbemerkt geblieben waren, ist die ihm aufgetragne Gesandtschaft nach Avignon. Sobald die Römer erfuhren, daß nach Benedikts XII. Tode (1342), Klemens VI. im heiligen Kollegio ernannt worden war, eilten sie, einen neuen Schritt zu thun, um den päbstlichen Stuhl wieder nach Rom zu ziehen. Sie ernannten achtzehn Deputirte, welche die Bitten des Volkes an den Pabst vorbringen sollten; unter diesen war Rienzi, und ein damals berühmterer Mann als Rienzi, dessen Ruhm auch noch heut zu Tage ausgebreiteter ist, der Dichter Petrarka. Diese beyden führten das Wort, und die Angelegenheiten der Römer konnten nicht leicht in bessere Händen seyn. Petrarka war der beredteste Mann seiner Zeit, und sein blosser Name schon gab seinen Gründen einen ungemeinen Nachdruck. Rienzi's Beredsamkeit wurde durch ein eignes, sehr

nahes Interesse angefeuert: er beweinte den Mord eines Bruders, den die Römische Gerechtigkeit, ohngeachtet seiner Klagen, unbestraft gelassen hatte. Seine Schilderungen von der Zerrüttung seines Vaterlands, deren Opfer sein eigner Bruder geworden war, rührten alle Zuhörer durch ihre traurige Wahrheit. Indessen scheiterte seine und Petrarka's Kunst an der Vaterlandsliebe des neuen Pabsts, (denn die Wahl war wieder auf einen französischen Kardinal gefallen) an den Intriguen des französischen Hofs, und an der wollüstigen, üppigen Lebensart in Avignon, in welcher Klemens, seinem freien und sehr ungeistlichen Karakter nach, sich zu sehr gefiel, um sie gegen eine andre zu vertauschen. Die Redner wurden bewundert, und es blieb übrigens alles wie es war. Aber Rienzi errichtete bei dieser Gelegenheit eine enge Freundschaft mit Petrarka, welche viel zu seinem Ruhme beytrug und auf alle seine nachherigen Schiksale Einfluß hatte. Ausser dem Bande der Gelehrsamkeit, mußten sich diese zwei Menschen in einigen Lieblingsideen sehr bald berühren; denn Petrarka trieb eine gewisse fanatische Verehrung für Rom eben so weit als Rienzi, mit dem einzigen

Unterschiede, daß er blos mit der Feder für seinen Gözen fechten wollte. Er nährte gegen Avignon und den französisch-päbstlichen Hof einen tödtlichen Haß, dem er bey jeder Gelegenheit Luft machte, und war voll dichterischer Ideen von der republikanischen Freiheit, der alten Grösse Roms und der Möglichkeit ihrer Wiederherstellung. An diesem feurigen Kopf konnte sich Rienzi reiben, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß seine Unterredungen mit Petrarka in Avignon viel beigetragen haben, ihn in seinen ausschweifenden Idealen zu bestärken.

Ein paar Jahre ruhte er jetzt, und wir entdecken nichts von ihm als eine sehr unzuverlässige Nachricht, daß er diese Zeit über in der grösten Dürftigkeit und Dunkelheit lebte. Lange währte wenigstens dieser Zustand nicht, denn im Jahre 1344. ärntete er goldne Früchte von seiner Gesandschaft, und erhielt von dem Pabst eine der einträglichsten Stellen, die er zu vergeben hatte, das Notariat der apostolischen Kammer in Rom. Klemens, der auf jedem weltlichen Thron einer der größten Fürsten gewesen wäre, hatte sich ohngeachtet der Freiheit, mit welcher Rienzi seine Neigungen bekämpft hatte,

hatte, einer gewissen Achtung gegen seine Verdienste nicht erwehren können, und er suchte sie heraus zu heben und zu belohnen.

Dieser Posten gab ihm Gelegenheit, sich durch die ehrwürdigsten und dabei sichersten Mittel in der Gunst des Volks zu befestigen. Er verwaltete ihn mit der strengsten Rechtschaffenheit und unverbrüchlichsten Gerechtigkeit, und wuste durch seine Aufführung so wohl als durch seine Reden, die Räubereien der andern Häupter des Staats in ein gehässigeres Licht zu stellen. Seine Deklamationen wurden mit jedem Tage heftiger und deutlicher. Freilich war der Grund zu der Freiheit, die man ihm ließ, alles zu sagen, nicht der schmeichelhafteste: man hielt ihn für einen Possenreisser, (buffone,) und selbst diejenigen, die er am wenigsten schonte, ergötzten sich an seinem Witz und an seiner Beredsamkeit, ohne übrigens von den Ausbrüchen seiner Narrheit etwas gefährliches zu ahnden. Einmahl zwar, da er in öffentlicher Versammlung seine Schmähungen auf die Grossen und die Verwaltung des Staats weiter trieb als gewöhnlich, wurde er von Andreozzi Normanni aus dem Hause Kolonna, und Thomas Fortifiocca, Sekretär

des Senats, augenblicklich mit Ohrfeigen bestraft; aber diese kleine Züchtigung änderte an seinem Betragen nichts. Er fuhr ungehindert fort, gegen alle Klassen des Volks, an den Tafeln der Grossen selbst, wo man sich um seine Gegenwart riß, wider Tirannei und Unterdrückung loszuziehen.

Die Grossen befürchteten wenig von ihm, und hielten ihn für einen ziemlich unschädlichen Thoren. Sie glaubten nicht, daß er je etwas von dem ausführen würde, was er sagte, eben weil er's sagte; und sie hatten in Ansehung seiner nicht ganz unrecht. Aber ihre Politik täuschte sie in Ansehung des Volks. Die Masse war in solcher Gährung, daß die geringste Zuthat einen Ausbruch veranlassen muste; und ein Mensch wie Rienzi war gerade durch seine Inkonsequenz, durch das Schwankende, Undeutliche seiner Handlungen, am geschicktesten auf die Römer zu wirken, welche nicht genug Muth und Solidität gehabt hätten, um unter der Fahne eines wahren Helden auf ein festes Ziel loszugehen. Unter diesen Umständen wirkten Streiche, die des Tollhauses würdig waren, so viel als die sichersten Künste der Politik; die Verschwörung bildete sich von selbst, und sie

war reif, ehe jemand daran gedacht hatte, ihren Anführer selbst nicht ausgeschlossen.

Rienzi fing nun an, die Eindrücke, die seine Reden gemacht hatten, im strengsten Verstande zu versinnlichen. Dies geschah durch ein allegorisches Gemälde, das er öffentlich ausstellte, wo er den traurigen Zustand Roms, die verschiednen Leiden der Einwohner, die Laster und die Verbrechen ihrer kleinen Tirannen in allerlei Sinnbildern ausgedrückt hatte. Auch hierüber lachten selbst die sich getroffen fühlten; und man übersah, daß dieser Rasende auf einen Kunstgrif gefallen war, welcher der ruhigsten, feinsten Staatskunst vielleicht entgangen wäre. Diese emblematischen Vorstellungen waren dunkel genug, um den Witz der Erklärer auf verschiedne Weisen zu spannen. Jeder Bürger deutete sie auf seine eignen Beschwerden; die Beschäftigung, welche Rienzi durch seine Räthsel seinen Mitbürgern gab, schmeichelte ihrer Eitelkeit und setzte ihre Imagination in grosse Bewegung. Von dieser letzten Seite waren die Römer am besten zu fassen; und Rienzi traf sie vielleicht gerade darum, weil er selbst so sehr Römer war. Auch war diese Art sich zu äussern seiner Unbestimmtheit vorzüglich be-

quem, denn die letzte und richtigste Erklärung muste doch der Ausgang geben, und er konte immer so viel und so wenig damit gemeint haben, als dieser ausweisen würde.

Sein Glück machte ihn täglich kühner: bald erblickte man in der Hauptkirche von Rom eine grosse kupferne Tafel, auf welcher das Römische Volk vorgestellt war, das dem Kaiser Vespasian die souveräne Gewalt übergab. Die Figuren waren mit antiken Innschriften umgeben, deren Erklärung sich Rienzi vorbehielt, und in Gegenwart des Volkes und des Adels zu geben erbot. Auf seine Einladung drängte sich eine ungeheure Menge Volks in die Kirche, an deren Spitze die Kolonna's und die andern Römischen Fürsten waren. Rienzi erschien, wie ein Marktschreier, auf einem hölzernen Gerüste, in abentheuerlicher Kleidung, mit Sinnbildern, wie mit Schellen behangen. Er machte seine Zuhörer auf die vormalige Majestät des Römischen Volks aufmerksam, und auf das Recht, das ihm zukäme, die höchste Gewalt, blos als einen Ausfluß der seinigen, zu vergeben; verglich diese angeborne Gerechtigkeit mit seinem jezigen Verfall; erklärte sich übrigens so wenig

als

als sonst, zu was alle diese Anstalten sollten, und kramte einen unnützen Schwall von Gelehrsamkeit aus, um den Sinn seiner Innschriften begreiflich zu machen. Aber dieser Auftritt, der eher einem Possenspiel als einer politischen Handlung glich, lies Eindrücke zurük, die um so tiefer hafteten, je weniger man daran dachte ihnen zuvorzukommen. Rienzi's Predigt hatte eine Seite, von welcher sie den Grossen sogar angenehm war. Sie ertrugen die Herrschaft der Päbste sehr ungern, ohngeachtet sie seit ihrer Auswanderung meistens nur im Scheine bestand. Dieses Vorrecht des Römischen Volks, dem Rienzi so viel Gewicht gab, stritt den päbstlichen Ansprüchen gerade entgegen, und konnte die Absichten der Grossen unterstüzen, sobald man nur einig wurde, die Römische Republik als eine Aristokratie anzusehen, wo die Gewalt des Volks bei dem Adel allein ihren Siz hätte. Sie glaubten also nicht, diese Eindrücke zerstören zu müssen: alles sprach von Rienzi, von der Römischen Grösse, von ihrem nahen Wiederaufkommen, und Rienzi selbst, den sein Schiksal immer forttrieb, streute von Zeit zu Zeit neue Funken aus, die den Brand allgemeiner machten.

Auf einer Mauer der Engelsburg sah man ein neues Gemälde, dessen Inhalt den Erfinder unverkennbar machte. In einem feurigen Abgrund, dessen Flammen an den Wolken lekten, wälzte sich eine ungeheure Menge Volks und rang mit dem Tode. Vorzüglich zeichnete sich eine Matrone mit gekröntem Haupte aus, die das Feuer schon halb verzehret hatte. Auf der andern Seite war eine Kirche, aus welcher ein Engel heraustrat, weis gekleidet, ein blankes Schwert in der rechten Hand. Die linke bot er der gekrönten Dame, um sie aus dem Abgrund zu ziehen. Ueber dem Kirchthurm schwebten Petrus und Paulus, und riefen: Hülfe! Hülfe der, welche uns in ihren Tempeln aufnimmt! Aus den Lüften schoß ein Heer von Raubvögeln in die Flammen. Ueber ihnen erblickte man eine Taube, die einem kleinern Vogel einen Mirtenkranz gab; dieser nahm ihn an, verjagte die Raubvögel, und sezte der Matrone den Kranz auf. Unten las man die prophetischen Worte: **Die Zeit des Rechtes ist nah: harret ihrer in Hofnung.**

Diesmal war es nicht schwer, Rienzi's Meinung zu errathen. Man erkannte ihn in

dem

dem kleinen Vogel, in der Matrone Rom, und in der Taube den heiligen Geist, von dem seine Weihung als Befreier Roms herrührte. Die Gährung kam nun auf's äußerste, und Rienzi sah sich, fast möcht' ich glauben zu seinem eignen Erstaunen, in den Stand gesezt, alles zu unternehmen. Sein leztes Wagestük war, daß er den sechszehnten Februar des Jahrs 1347, am ersten Tage der Fasten, an ein Thor von Rom die Worte anschlug: **Bald wird Roms guter Zustand wieder hergestellt seyn.** Um dieses ganz zu verstehen, muß man wissen, daß der gute Zustand eine Art von Feldgeschrei war, das Rienzi in Rom eingeführt hatte. So nannte er die Verbesserungen im Staate, mit welchen er seine Anhänger unterhielt, und er hatte den guten Zustand zum Götzen des Römischen Pöbels gemacht.

Bei den lezten Schritten, die er that, entdekt man mehr Absicht als bei den vorigen. Es fand sich gerade zu der Zeit ein günstiger Umstand ein, den er nicht ungenuzt vorbeilassen wollte, und um dessentwillen er die Ausführung seines Entwurfs beschleunigte. Der einzige Mann in Rom, der durch seine persön-

lichen Eigenschaften, durch festgegründeten Ruhm, Rienzi's Tollheiten ein Gegengewicht geben konnte, war damals in Sachen der Republik abwesend. Dieser Mann war Stefan Kolonna, der alte genannt, ein Greis von mehr als achtzig Jahren, und seit einem halben Jahrhundert der Held Italiens. Das Haus der Kolonnas war überhaupt die erste Stüze der kaiserlichen Parthei in Italien, oder der Gibelinen. Die Besitzungen, die sie im Gebiete der Päbste hatten, veranlaßten öfters Streitigkeiten zwischen ihnen und ihren geistlichen Oberhäuptern; daher erklärten sie sich für das kaiserliche Interesse, um diese gefährliche Lehnsherren in Furcht zu erhalten. Bonifaz der Achte hatte zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts die päbstliche Würde durch verschiedne unrechtmäßige Mittel an sich gerissen, aber die Kolonnas widersezten sich seiner Wahl. Dieser heftige und rachsüchtige Pabst erklärte das ganze Geschlecht in die Acht, und schrieb einen Kreuzzug gegen sie aus, an dessen Spitze sich die Ursinis stellten, welche als geborne Erbfeinde und einzige Nebenbuhler des Hauses Kolonna die Parthei der Guelfen in Italien anführten. Sie nahmen alle Festungen ihrer

Feinde

Feinde ein, und die lezte und stärkste, Palestrina, welche sich freiwillig ergeben hatte, lies der meineidige Bonifaz von Grund aus zerstören. Die Kolonnas irrten nun als Flüchtlinge in der Welt herum. Keiner aber zeigte sich im Unglück heldenmüthiger als Stefan, ohngeachtet er sein Haus nicht vor der Gewalt und den Ränken des Pabstes hatte retten können. Auf seinen Kopf war ein Preis gesezt, und allen christlichen Fürsten bei Strafe des Kirchenbanns verboten, ihm Schuz und Schirm zu geben. Ohne Geld, ohne Freunde, überall von Mördern umgeben, die der Pabst gedungen hatte, schüzte ihn seine Grösse allein vor einem gewissen Tode. Er fiel in die Hände der Banditen, welche auf Befehl des Pabsts ihm überall auflauerten. Sie erkannten ihn nicht, und verlangten seinen Namen zu wissen; ich bin Stefan Kolonna, sagte er, römischer Bürger! Wie versteinert von dieser Festigkeit standen seine Mörder da, und keiner hatte das Herz, Hand an ihn zu legen. In diesem schrecklichen Gedränge wagte er sich sogar nach Italien, und nahm Theil an den Fehden seiner Freunde, denen sein Schwert meistens den Ausschlag gab. „Stefan,

Stefan,

Stefan," fragte ihn bey einer solchen Gelegenheit einer seiner Freunde, der ihn an seiner löwenmäßigen Tapferkeit erkannt hatte, „was macht Ihr hier? wo ist Eure Festung, daß Ihr Euch retten könnt? — Hier, antwortete er lächelnd, und deutete mit der Hand auf sein Herz. An den Höfen, wohin er auf seinem Irrgang gerieth, schlug der Heroismus, der sein ganzes Wesen umstralte, die Pracht der Könige und Fürsten nieder, und sie suchten seiner los zu werden, mehr, weil seine Gegenwart sie demüthigte, als aus Anhänglichkeit für den Pabst; keiner aber wagte es sich seiner zu bemächtigen. Von dem König von Frankreich, Philipp dem Schönen, der des Pabstes Anmaßungen nicht so geduldig ertrug als die andern Fürsten, wurde er endlich mit ofnen Armen aufgenommen, und hatte die Befriedigung, seinen grausamen Feind auf das äusserste gedemüthiget zu sehen. Nach dem Tode Bonifaz des Achten wurden die Kolonnas, theils durch dessen Nachfolger, theils durch Dekrete des römischen Volks, wieder in ihre Rechte und Güter eingesezt; und Palestrina ward von neuem aufgebaut. Stefan, dieser Phönix, aus der Asche der alten Römer wiedergeboren, wie ihn

ihn Petrarka nennt, sezte sich jezt in Rom nieder, wo ihm sein Ansehen den wichtigsten Antheil an der Verwaltung des Staats gab. Seine Tugenden vermochten zwar wenig gegen die Verderbtheit seiner Zeitgenossen und die traurige Zerrüttung seines Vaterlandes; doch mußte Rienzi das ehrwürdige Alter dieses Helden scheuen, und er konnte erst während seiner Abwesenheit, da Stefan nach Kornato gereist war, um Getraide für die Republik einzukaufen, den lezten entscheidenden Schritt wagen.

Bis jetzt hatte Rienzi alles was er that, öffentlich gethan, und vor den Augen seiner Oberen. Der erste und einzige Fall, wo er von dieser Publizität abwich, war eine nächtliche Versammlung gegen Ende Aprils, zu welcher er die Misvergnügtesten unter dem Volke insgeheim einladen lies. Sie kamen auf dem Aventinischen Hügel zusammen, und er spannte noch einmal die ganze Kraft seiner Beredsamkeit an, um sie von der Nothwendigkeit einer Staatsveränderung zu überzeugen. Er stellte die Greuel, die in Rom vorgiengen, mit mehr Nachdruck und Heftigkeit als jemals vor ihre Augen, und forderte sie auf, alles zu wagen, um dem einreissenden Verderben zu steuern.

Was aber mächtiger als seine stürmende Beredsamkeit würkte, war ein Abriß, den er ihnen von dem Zustande der päbstlichen Finanzen in Rom gab. Seine Stelle veranlaßte ihn zu einer sehr genauen Kenntniß von dem Ertrage der Abgaben, welche in die apostolische Kammer einliefen; er machte seine Zuhörer auf die Wichtigkeit dieses Hülfsmittels aufmerksam, und die zarten Gewissen, die sich gescheut hätten, diese heiligen Gelder zurück zu behalten, betäubte er mit der sehr gewagten Versicherung: er wisse, daß ihm die Einwilligung des Pabstes nicht fehlen würde. Nun fiengen die Versammelten an hell zu sehen, und er konnte ihre Entschliessungen lenken wohin er wollte. Diesen Augenblick benutzte er, las die Formel zu einem Eidschwure vor, durch welchen sie sich verbinden sollten, den guten Zustand zu bewirken, unterzeichnete sie zuerst, und fand die übrigen alle willig, seinem Beyspiel zu folgen.

Nach diesem Auftritt beschäftigte er sich einige Tage mit den nöthigen Veranstaltungen. Die Grösse eines Plans, dessen Ausführung so nah war, schien ihn zu begeistern, und er fieng jetzt an sein Glück wirklich zu verdienen. Es kam viel darauf an, daß er seine Prale-

reien

reien von dem guten Willen des Pabstes gegen ihn, durch irgend etwas, wenigstens auf einige Zeit, bestätigen konnte. Er suchte daher den damaligen päbstlichen Vikarius, Raimund, Bischof von Orvieta, auf seine Seite zu gewinnen, und er erreichte seinen Zweck vollkommen; denn Raimund entschloß sich alles, was Rienzi thun würde, stillschweigend und ausdrücklich zu genehmigen. Die Geschichtschreiber machen sich über Raimunds Bereitwilligkeit, das päbstliche Interesse aufzuopfern, sehr lustig; und es ist wahr, daß die Rolle, die er bey diesem ganzen Vorfall spielte, nicht die glänzendste war. Ob er aber eine klügere wählen konnte, ist eine andre Frage; zum mindesten läßt sich nicht wohl ein Ausweg denken, wobey seine eigne Sicherheit zugleich mit der souveränen Würde des Pabsts weniger gelitten hätte als bey diesem. Er mochte vielleicht besser als alle andern sehen, daß die Sache durch Widerstand nicht mehr zu verhindern war, und er hielt es für anständiger, Rienzi's Lüge zu bekräftigen, als das Ansehn des Pabstes durch einen unzeitigen Widerspruch auszusetzen. Wirklich hatte Klemens Ursache, dem glücklichen Rienzi für seine Heuchelei

Dank

Dank zu wissen; daher stimmte auch sein nachheriges Betragen ganz mit dem Sistem seines Vikarius überein. Er hatte die Geduld, das Uebel austoben zu lassen, und gewann dadurch alles.

Den achtzehnten May des Jahres 1347. ließ Rienzi durch einen Herold bei Trompetenschall, in allen Strassen von Rom ausrufen, daß sich ein jeder Römischer Bürger, die Nacht vom neunzehnten zum zwanzigsten, in der Kirche von der Engelsburg unbewafnet einfinden sollte, sobald das Zeichen durch die Sturmglocke erschallt wäre. Aus dieser beyspiellosen, ungeheuren Kühnheit, eine Verschwörung vier und zwanzig Stunden vor ihrem Ausbruch austrompeten zu lassen, sieht man, wie sicher Rienzi auf die unglaublichste Blindheit der Grossen rechnen konnte. Auch dieses gieng als eine Buffonerie hin, und in der bestimmten Nacht fand sich das Römische Volk auf der Engelsburg ein.

Der Anfang war, daß dreissig Messen zu Ehren des heiligen Geists gelesen wurden, denen Rienzi mit unermüdeter Andacht von Mitternacht an bis neun Uhr des Morgens zuhörte. Den zwanzigsten May, (an diesem

Tage fiel in diesem Jahre gerade die Pfingstfeier, und er hatte ihn ausdrücklich gewählt, weil er von dem heiligen Geist inspirirt zu seyn vorgab,) um 9 Uhr des Morgens trat er endlich aus der Kirche heraus. An seiner Seite gieng der Bischof von Orvieto, er selbst war in völliger Rüstung, hundert Bewafnete umringten ihn, und hinter ihm folgte mit lauten Zurufungen und unmäßigem Freudengeschrei eine ungeheure Menge Volks, die bis jetzt noch nicht wuste was vorgehen sollte. Vor ihm her wurden drei Fahnen getragen, auf welchen die Freiheit, die Gerechtigkeit, und der Frieden in redenden Sinnbildern vorgestellt waren.

An der Spitze dieses Zugs ging er gerade auf das Kapitol zu, bestieg da die Rednerbühne, und wandte sich gegen das Volk, um Rechenschaft von diesem ausserordentlichen Schauspiele zu geben. Er verkündigte, daß er von dem glühendsten Eifer für Seine Heiligkeit den Pabst, und für das Römische Volk beseelt, alle Hindernisse überwunden hätte, welche der Freiheit der Römer bis jetzt im Wege standen, und daß von heute an Roms Fesseln durch ihn zerbrochen wären. Alsdann befahl er einem

aus seinem Gefolge, die Gesetze vorzulesen, die er zu Erhaltung des guten Zustandes entworfen hatte, und über deren Erfüllung er in Zukunft wachen wollte. Diese Gesetze eröfneten dem Volke eine goldne Aussicht, und mußten es vollends berauschen; denn sie zielten alle auf Freiheit und Sicherheit der Bürger, auf feste Gründung der Eigenthumsrechte, auf Demüthigung des Adels und Abstellung aller bisherigen Misbräuche. Statt der bisherigen Anarchie, führten sie eine völlige Demokratie ein, deren Repräsentant er blos seyn wollte. Kein Grosser durfte mehr eine Festung haben; die Zugänge der Stadt, die Brücken, die Thore, die sie in ihrer Gewalt hatten, sollten ihnen genommen und mit Bürgerwachen besetzt werden. Ueberhaupt wurde der Sold und die Anzahl sowohl der Reiterei, als des Fußvolks, auf einen bestimmten Fuß gesetzt. Ueber die Entscheidung der Rechtshändel, die Bestrafung der Uebelthäter, welche bisher durch den Mangel an Obrigkeiten und durch die Schwachheit oder Mitschuldigkeit derer, die sich dazu aufwarfen, ganz unterblieben war, versprach er, im Namen des Volks, mit unermüdlicher Gerechtigkeitsliebe zu wachen. Diese neuen

Einrichtungen heilten die verzweifeltsten Uebel des Staats von Grund aus. Die schrecklichen Folgen einer Aristokratie, welche nicht einmahl auf Gesezen beruhte, nicht einmahl aus einer politischen Verbindung der Grossen bestund, sondern keine andre Sanktion hatte als die Uebermacht, den Muthwillen der Einzelnen, und die Schwachheit, die Erschlaffung des Ganzen: diese waren alle gehoben, sobald Rienzi's Gesetze durchgiengen.

Wie sie abgelesen waren, erinnerten sich die Römer zur rechten Zeit der Krönung Vespasians, und bedienten sich mit der ungestümsten Freude dieser Gelegenheit, ihre veralteten Rechte wieder hervorzusuchen, an die er sie zuerst gemahnt hatte. Sie traten ihm alle oberherrlichen Rechte in Rom und dem ganzen römischen Gebiete ab, und befugten ihn über ihr Leben und Eigenthum, in ihrem Namen, unumschränkt zu walten. Er blieb in diesem wichtigen Augenblicke der Politik getreu, die er seit einiger Zeit angenommen hatte, den strengsten Schein von Ehrfurcht gegen den Pabst zu beobachten. Er bat, daß man ihm den Bischof von Orvieta als Kollegen beilegen möchte, und versicherte, daß er bereit wä-

re allem zu entsagen, sobald seine Heiligkeit sich weigern sollte, die ganze Handlung zu genehmigen. Das Volk willigte in alles, und taumelte voll Freude und Hofnung heim. Rienzi blieb im Pallast, und sprach von diesem Tage seine Urtheile aus dem Kapitole. Die Senatoren—so hiessen die höchsten Obrigkeitspersonen in Rom—musten ihm diesen Platz räumen, den sie so schlecht besetzt hatten.

Rienzi war nun Fürst, König oder Kaiser von Rom geworden, (am Namen lag nichts, und er hatte die Freiheit, ihn selbst zu wählen) ohne einen Tropfen Bluts zu vergiessen. Eine so allgemeine Veränderung war ohne Schwertstreich, ohne den geringsten Schein von Widerstand vorgegangen. Aber diese unerhörte Ruhe und Friedlichkeit ist nach allem, was man gesehen hat, keinesweges auf Rechnung seiner Anstalten zu schreiben. Der Auftritt war im höchsten Grade unvorbereitet, denn das Volk, welches den meisten Theil daran hatte, wuste den Augenblick vorher noch nicht, was eigentlich damit gemeint war. Rienzi selbst hatte wenig oder nichts mit dem Geiste gethan, der die Anführer grosser Verschwörungen auszeichnet, sondern er schien sich mehr, von einem

gewissen fanatischen Zutrauen geleitet, dem blinden Zufall überlassen, als nach Berechnungen des Scharfsinns und der Politik würklich gewählt zu haben. Demohngeachtet gab es Menschen genug in Rom, welche die äusserste Aufforderung gehabt hätten, sich mit Gefahr des Lebens der Ausführung seines Plans zu widersetzen: er nahm sich der Unterdrückten an, folglich hätten die Unterdrücker seine unversöhnlichen Gegner seyn sollen. Aber sobald es darauf ankam, daß mehrere Menschen zusammentreten sollten, fehlte es an einem gemeinschaftlichen Vereinigungsband. Die getheilte Verfassung, das zerstückelte Staatsinteresse, die wechselnde Regierung zertrennte nicht blos die verschiedenen Klassen der Bürger, sondern selbst die einzelnen Glieder jeder Klasse, durch entgegengesezte Leidenschaften und Absichten, in unvereinbare Partheien; und keiner konnte in den Plan eines andern eintreten. Es war daher natürlich, daß sie einem Menschen, der wie Rienzi kühn genug war, etwas neues zu unternehmen, anfangs geduldig zusahen, weil sie bei jeder Neuerung ihren Zustand zu verbessern hoften, und also Grund hatten, wenigstens abzuwarten, ob seine Absichten nicht gerade

rade mit den ihrigen zusammenstimmten. In einem Staate, dessen Verfassung, wenn auch fehlerhaft, doch wenigstens sicher genug ist, um wiederum das Glück einiger Bürgerklassen zu sichern, fallen diese Hofnungen weg, und die beglückten Klassen werden nicht ermangeln, sich allen Neuerungen mit Gewalt zu widersezen, weil sie bei einer jeden zu verlieren fürchten. In Rom war es nicht so: die Guelfen konnten immer hoffen, daß Rienzi dem päbstlichen Interesse ergeben war; die Gibelinen hatten Grund genug, seine Ergebenheit in den Willen des heiligen Vaters für Heuchelei zu halten; die Anhänger des Volks blieben bei seinen Worten; und die Großen wußten zwar, daß er es mit ihnen überhaupt schlimm genug meinte, aber an wahre republikanische Tugend glaubten sie nicht, und jeder Einzelne schmeichelte sich, daß just sein Nebenbuhler in Rang und Ansehen allein unter dieser Neuerung leiden würde. Ausserdem hatten die Partheien, welche Rom zerrissen, die Stätigkeit und die hartnäckige Ueberzeugung nicht, die man immer in ächtrepublikanischen Zwietrachten findet: wer heute Guelf war, wurde morgen Gibelin, entweder aus Eigennuz, oder aus natürlicher Unbeständigkeit,

digkeit, oder weil einer seiner Feinde sich mit dem Pabste versöhnt hatte. Es war also an keine Gegenverbindung zu denken; und was den Tros des Volks betrift, dieser handelte, wie in allen Ländern und Zeiten, auch hier nach dem Strom eines augenbliklichen Enthusiasmus.

Das Gerücht von dieser Begebenheit gelangte bald nach Korneto zu dem alten Kolonna. Sein Entschluß war schnell gefaßt: er glaubte durch seine blosse Gegenwart den Aufruhr zu dämpfen, und ritt mit wenigen Begleitern nach Rom. Der Eintritt in die Stadt schien seine Meinung von der Unerheblichkeit dieses Vorfalls zu bestätigen: alle Strassen waren ruhig, die allgemeine Stille wurde nur von dem Geräusch der gewöhnlichen Arbeiten und den Tritten unbefangner Vorübergehenden unterbrochen. Er redete einige aus dem Volke an, und machte ihnen gemäßigte Vorwürfe über das, was er vernommen hatte, die ohne alle Betretung angehört wurden. So gelangte er unangefochten in seinen Pallast, wo er auszuruhen beschlos, uud geduldig abzuwarten, was sich von jenen Nachrichten, die nun beinahe allen Glauben bei ihm verloren hatten,

allenfalls noch bestätigen würde. Aber Rienzi lies ihn nicht lange in seinem Irrthum; sobald er Nachricht von Stefans Ankunft hatte, schikte er ihm einen schriftlichen Befehl, binnen einer Stunde Rom zu verlassen. Stefan zerriß voll Unwillen den Befehl, und sagte: wenn ihm der Narr den Kopf warm machte, würde er ihn noch zu den Fenstern des Kapitols hinauswerfen lassen. Er sah aber bald, daß dieser Narr gefährlicher war als er jemals gedacht hatte, denn kaum hatte Rienzi diese verächtliche Aufnahme seiner Befehle vernommen, so lies er im Kapitol Lärm schlagen; auf dieses Zeichen lief das Volk aus allen Winkeln der Stadt bewafnet herbei. In wenigen Augenblicken war Kolonnas Haus umringt, er sah sich in der dringendsten Gefahr, und hatte kaum die Zeit, sich auf sein Pferd zu setzen und durch einen verborgnen Ausweg zu entfliehen. Auf diese Weise kam er glücklich nach Palästrina, wo er erst zu sich selbst kam, um seine unzeitige Sicherheit zu bereuen.

Rienzi benutzte diesen günstigen Zeitpunkt, wo ihm die Stimmung des Volks alles zu wagen erlaubte, und lies unmittelbar darauf allen Römischen Edelleuten und Grossen bedeuten,

aus Rom zu gehen und sich auf ihre Güter zu begeben. Bestürzt von Kolonnas Flucht, gehorchten sie alle und reisten unverzüglich ab. Nun die Stadt von allen ihren kleinen Tirannen gesäubert war, arbeitete Rienzi, der das Volk lenken und anstellen konnte, wie er wollte, an der würklichen Ausübung seiner Gesetze. Er hob aus dem Volke Wachen heraus für alle Theile und Zugänge der Stadt; bemächtigte sich aller Palläste des Adels, welche so vielen Festungen glichen; setzte untergeordnete Obrigkeiten nieder, die in seinem Namen Recht sprachen und ausübten; verurtheilte die schlimmsten Verbrecher, die schon in den Gefängnissen von Rom waren, oder die er erst hatte festsetzen lassen, und sorgte für die strengste und geschwindeste Vollstreckung seiner Urtheile. Der Anfang seiner Regierung rechtfertigte das Zutrauen des Volks vollkommen, und lies eine pünktliche Erfüllung seiner glänzenden Verheissungen hoffen.

Jetzt da alles eingeleitet war, wie er nur wünschen konnte, machte er sich's zur wichtigsten Angelegenheit, an dem Pabst zu arbeiten, daß er ihn nicht in seiner Lüge stecken lies. Er setzte einen Brief auf, voll der kindlichsten Ehr-

furcht, der frömmsten Ergebenheit, worinn er dem Pabst Nachricht von seinem Unternehmen und von dessen glücklichem Erfolge gab; übrigens die stärksten Versicherungen machte, daß er blos zum Besten des heiligen Stuhls so gehandelt hätte, und daß er auch in Zukunft mit keinem Worte, mit keinem Schritte seinem Ansehen zu nahe treten würde. Ein Schreiben des Bischofs von Orvieta unterstützte das Seinige. Glücklicher Weise hatte man die erste Nachricht von diesem Vorfalle nicht durch ihn erhalten, sondern das Gerücht davon war schon vorher, sehr vergrössert nach Avignon gekommen, und hatte den päbstlichen Hof mit Schrecken erfüllt. Aus Petrarkas Schriften erfahren wir, welchen Eindruck diese Nachrichten in Avignon gemacht hatten. Gewisse Menschen, die nach der That alles vorausgesehen haben wollten, spotteten über die hohen Erwartungen, die er von einem Menschen wie Rienzi gehabt hatte, und über seinen Enthusiasmus für ein so vergängliches, so wenig festes Gebäude als diese wiederauflebende Republik. Seine Antwort war, daß seine Freude nicht grösser gewesen wäre als der Schrecken der andern; jetzt freilich, da die Gefahr vor-

bei

bei wäre, läugnete man, daß man sie je gefürchtet hätte; aber er könnte als Augenzeuge am besten wissen wie allgemein und ausserordentlich die Bestürzung gewesen wäre. Der Schein von Gehorsam, den Rienzi annahm, muste also dem Pabst sehr willkommen seyn; denn so hartnäckig und eisern der päbstliche Hof selbst auf seinen ungerechtesten Forderungen bestand, so besas er doch die nöthige Geschmeidigkeit, sich in die Umstände zu fügen auch in diesen Zeiten. Ueberhaupt waren die Päbste gewohnt, in ihrem Betragen gegen die Römer etwas von ihrem geistlichen Despotismus abzulassen, weil sie gegen diese alle Rücksichten weltlicher Fürsten zu beobachten hatten. Klemens unterzog sich der Rolle, die ihm Rienzi anwies, mit dem größten Vergnügen. Er benutzte die Freiheit, die man ihm so unverhofft lies, den Herrn zu spielen, und spielte aus Erkenntlichkeit den gütigen Herrn, der einen kleinen Verstoß gegen die Form des Gehorsams, um der Absichten und des grösseren Gutes willen, gern vergab; jedoch unter dem Bedinge, daß Rienzi in seinem pflichtmässigen Betragen gegen den heiligen Stuhl fortfahren würde.

Uebrigens hatte sich Rienzi, noch ehe er den Erfolg seiner Unterhandlungen in Avignon wuste, auf alle Fälle gesichert. Er war in der Ausübung der Tugenden, durch welche er sich am besten in der Liebe des Volks festsetzen konnte, unermüdet fortgegangen, und hatte es so weit gebracht, daß ihm die Römer nichts verweigert hätten, was ihm auch zu verlangen eingefallen wäre. Nun kam es darauf an, das Ansehen und die oberste Gewalt, die er besas, durch einen bestimmten Namen und Rang zu bezeichnen. In dieser Absicht versammelte er das Volk. Seine Kenntnis der alten Geschichte half ihm hier auf einen glücklichen Gedanken: er verschmähte die glänzendsten Titel, und bat das Volk blos, ihn als seinen Tribun zu erkennen. So wie ehemals diese Würde wäre erfunden worden, sagte er, um die Plebeier vor dem Uebermuth und den ungerechten Anmaasungen der Patrizier zu schützen, eben so und unter gleichen Umständen könnten sie die Enkel jener Römer in seiner Person erneuern. Er trieb seine Bescheidenheit noch weiter: selbst diesen unscheinbaren Titel wollte er nicht allein tragen; sondern er bat, daß man auch hierinn den Bischof von Orvieta ganz

wie

wie ihn behandeln, und ihm denselben Namen, dasselbe Ansehen, dieselben Rechte ertheilen möchte. Das Volk bestätigte sie beide feierlich in dieser Würde, deren Bedeutung es selbst nur sehr dunkel verstand, und Rienzi schickte sich mit gedoppeltem Ernste an, seinen Beruf zu erfüllen.

Die aus ihrer Vaterstadt verbannten Großen konnten seine überhäuften Beleidigungen nicht verschmerzen. Sie dachten daran, freilich etwas spät, eine Verbindung unter sich zu errichten, durch welche sie die neu ausgebreitete Gewalt dieses Elenden stürzen könnten. Aber ihre gegenseitigen Feindschaften waren zu eingewurzelt, und ihr Geist war zu klein, um sie der gemeinen Sache aufzuopfern. Mitten in ihrer Uneinigkeit traf sie eine zerschmetternde Botschaft des Tribuns. Er lies sie vor sich fordern, um in seine Hände der Republik Treue und Gehorsam zu schwören. Die Ueberbringer dieser Befehle schilderten seine Macht fürchterlich ab, und gaben ihnen Beweise, daß er nicht blos mit leeren Worten spielte, sondern daß er Mittel im Ueberfluß hätte sie zu zwingen, wenn sie ja Schwierigkeiten machen wollten. Dieser plötzliche Wechsel hemmte alle ihre

Ent-

Entschlüsse; sie hatten bei ihrer übereilten Flucht aus Rom alle Hülfsmittel zurückgelassen, die zu einem schnellen Widerstand gehörten; ihre eignen Zwistigkeiten hatten die ruhige Klugheit aus ihrer Versammlung verjagt, und sie machten sich insgesamt auf den Weg, vor Rienzi's Tribunal zu erscheinen.

So kamen sie in Rom an, wo alles was sie erblickten, von der unerhörten Veränderung zeugte. Rienzi erwartete sie im Kapitol, und ein unzählbares Volk strömte dahin, um dem grossen Auftritt zuzusehen. Jezt fieng eine neue Furcht bei ihnen an: ob selbst ihr Gehorsam abwenden würde, was der Tribun gegen sie beschlossen haben möchte? Sie erwarteten zitternd die Zurükkunft des ersten, der sich entschlossen hatte, vor den Tribun zu treten. Dies war Stefan Kolonna der jüngere, des großen Kolonna Sohn. Aber die Schrecken, die Rienzi's Gegenwart zu umgeben schienen, trafen auch ihn; seine Aufopferung fieng fast an ihn zu gereuen, als der Tribun auf ihn zukam, in völliger Rüstung, — denn er erschien nie anders — und ihn bei der Hand vor einen Altar führte. Hier lies er ihn auf das allerheiligste schwören: nie die Waffen gegen

gen ihn oder das Römische Volk zu führen, für die Sicherheit des Handels und der öffentlichen Straßen zu wachen, keine Banditen und andre Uebelthäter in Schuz zu nehmen, den Wittwen und Waisen beizustehen, die öffentlichen Gelder nicht anzurühren, und bewafnet oder unbewafnet vor ihm zu erscheinen, wie und sobald er es beföhle. Diese Eidesformel enthielt alle Verbrechen, deren sich die Grossen bis jezt schuldig gemacht hatten; er konnte freilich nicht hoffen, sich dadurch ihrer Gewissen zu versichern, aber eine solche Feierlichkeit war dem republikanischen Rausch vor der Hand sehr angemessen. Nachdem Kolonna geschworen hatte, erlaubte ihm der Tribun abzutreten; und er kehrte wieder zu den übrigen, denen diese schändliche Erniedrigung noch ein Trost war: so weit war ihre Furcht gegangen! Sie drängten sich nun alle hinein, und folgten, einer nach dem andern, Kolonnas Beispiele nach. Eben diesen Tag hatte Rienzi gewählt, um die Huldigung der übrigen Stände des Volks anzunehmen. Kaufleute, Soldaten, Handwerker, Bettler, alle traten vor ihn, und sagten ihm mit stürmischen Freudenbezeugungen Treue und Gehorsam zu; er schien die

Gleichheit des goldnen Alters unter ihnen wieder hergestellt zu haben.

Rienzi hatte, seitdem er eine Rolle in der Republik spielte, ein gewisses Ideal von Gerechtigkeit vor Augen gehabt, dem er beständig treu geblieben war. Die strengste Ausübung dieser Tugend war es, die ihm schon als Notarius der apostolischen Kammer so viel Ansehen bei dem Volke verschafte. Auf sie bezogen sich alle seine Plane, alle seine Einrichtungen; sie selbst schien ihm die Gesetze eingeflößt zu haben, die er auf der Engelsburg dem Volke vorschlug. Weil er in der Klasse der Unterdrükten geboren war, hatte er die Gerechtigkeit vorzüglich schätzen gelernt, und die mächtigen Würkungen, die sein Enthusiasmus für sie auf das Volk machte, mußten ihn noch mehr an sie fesseln. Er hatte genug gelesen, und er besaß, bei aller seiner Ueberspannung, noch immer Vernunft und Feinheit, oder wenn man will, Instinkt genug, um die Unfehlbarkeit dieses Zaubers zu erkennen. Strenges, unbiegsames Recht war seine Loosung und die Stütze seiner Gewalt. Die Größe seines jetzigen Amtes erhob ihn weit über ihn selbst; er war in einer Art von Begeisterung, die seiner

Seele einen ungewöhnlichen Schwung gab. Der Fanatismus ist ansteckender als die Weisheit; daher setzte ihn seine Ueberspannung selbst, weil sie sich denen mittheilte, die in seiner Atmosphäre lebten, in den Stand, das Unmögliche zu erreichen. Die Grossen musten die ersten Opfer seiner unerbittlichen Strenge seyn; daher fügten sich auch die Kleinen hinein, weil sie ihre Tirannen noch mehr haßten als sie die Zügellosigkeit liebten. In wenigen Tagen war ein Volk von Elenden, die ihr Unglück verdienten, die wechselsweise Räuber und Beraubte waren, durch einen einzigen Menschen in das freieste, glücklichste und rechtschaffenste Volk unter der Sonne verwandelt.

Einige Züge, die von allen Geschichtschreibern der damaligen Zeit bestätigt werden, sind so unglaublich und romanhaft, daß man sich in einen andern, besseren Planeten versetzt glaubt, wenn man sie liest. Im Handel wurde die strengste Gewissenhaftigkeit beobachtet; die Kaufleute sagten von ihren Waaren: dies ist gut; dies ist schlecht, und ihr Wort war die Wahrheit selbst. Von Diebstählen und Räubereien hörte man nicht mehr reden; giengen ja welche vor, so war der Tribun unermü-

det in Verfolgung der Thäter, und wenn sie seinen Nachsuchungen entgiengen, so ersetzte er selbst, gleichsam um sich für diese Saumseligkeit zu bestrafen, den Werth der geraubten Dinge. Die Fuhrleute liessen ihre Güter auf den öffentlichen Strassen liegen, und waren sicher, daß sie den folgenden Tag alles wieder fanden. Fielen Streitigkeiten unter Privatpersonen vor, so wurden sie augenblicklich dem Tribun vorgelegt, der sie durchgängig nach dem Wiedervergeltungsrecht entschied. Schlag für Schlag, Auge für Auge, Leben für Leben, das war die allgemeine Richtschnur. Aber zugleich waren öffentliche Friedensstifter oder Versöhner (pacarii) niedergesetzt, welche den Beleidigten oder seine Freunde und Verwandten, die für ihn klagten, zu bereden suchten, etwas von der Strenge ihres Rechts abzulassen. Nur in dem Fall, daß sie auf die ganze Strafe bestanden, wurde sie würklich an dem Beklagten vollstreckt, sodann aber musten sich die beyden Partheien umarmen, es wurde an keine Feindschaft mehr gedacht, und dies alles war gewöhnlich in einer halben Stunde abgethan. Auf diese Weise wuste er selbst die italiänische Rachsucht zu mildern.

Er

Er fand ein Mittel, seine Geseze nicht blos innerhalb der Stadt Rom, sondern auch in den umliegenden Gegenden, die unter der Botmäßigkeit des römischen Volks standen, geltend zu machen, indem er die Schloßbesitzer und kleinen Tirannen dieser Gegenden über alle Verbrechen, Räubereien und Mordthaten, die in ihrem Gebiete verübt wurden, zur Verantwortung zog und für ihre Nachläßigkeit bestrafte. Sein Einfluß erstreckte sich noch weiter; denn aus allen Winkeln von Italien wurden ihm Prozesse zur Entscheidung vorgelegt, und man hielt sich pünktlich an seine Urtheile. Bedrängte von allen Ländern flüchteten nach Rom, und begaben sich in den Schutz des Tribuns. Dagegen sah man in ganz Italien Verbrecher und Uebelthäter herumirren, die vor seinen unablässigen Nachsuchungen flohen, und durch ihre Rastlosigkeit das Schrecken seines Namens überall verbreiteten. Er war oft grausam, aber nie ungerecht. Gegen gewisse Verbrecher, welche die öffentliche Sicherheit und die Heiligkeit des Eigenthums angriffen, war er unerbittlich; weder Stand noch Ansehen des Verbrechers konnten ihm die Strafe ersparen. Während seines Tribunats wur-

den mehrere Edelleute aus den ersten Geschlechtern hingerichtet, und was noch mehr war, er lies sogar einem Mönch vor der Thüre seines Klosters den Kopf abschlagen. Als Richter suchte er durch alles Ehrfurcht und Schrecken einzuflössen; in seinem Gesicht herrschte ein fürchterlicher Ernst, in seinen Reden eine gebieterische Kürze; selbst seine Kleidung und die andern äusserlichen Dinge, die ihn umgaben, verstärkten diesen Eindruck. Sobald er aber seine Urtheile gesprochen hatte, war er wieder sanft und herablassend, gab dem niedrigsten Bettler Gehör und suchte zu helfen, wo er konnte.

Man wird sich indessen leicht denken können, daß dieser Würkungskreis für Rienzi's Ehrgeiz noch zu eng war. Wie er sah, daß der Erfolg seine trunkensten Erwartungen übertraf, und daß sein Ruf bereits in ganz Europa verbreitet war, fieng er an, auch auswärts nach politischer Thätigkeit zu streben. Seine Absicht war vor der Hand — wenigstens gab er sie dem Volke dafür aus — alle Fürsten und Republicken von Italien einzuladen, in Bündniß mit ihm zu treten, und für den guten Zustand, den er nun weiter verbreitet sehen

wollte, gemeine Sache mit ihm zu machen. Er stellte dem Volke vor, daß Rom durch eine solche Allianz wiederum das Haupt von ganz Italien werden könnte, und er spannte auf diese Weise den römischen Stolz höher als jemals. Zu diesem Behufe sandte er Kuriere, mit Briefen von seiner Hand, in alle Hauptstädte von Italien; und damit noch nicht zufrieden, schrieb er an alle Europäische Fürsten, um ihnen seine Freundschaft anzubieten und sie um die ihrige zu bitten. Bey diesen Botschaften bemerkt man ein lächerliches Gemisch von Stolz und Demuth, von Pracht und Simplizität, das aber damals nicht wenig dazu beitrug, ihre Aufnahme zu begünstigen und die Menschen, an die sie gerichtet wären, zu blenden. Er gab sich selbst die prächtigsten ausschweifendsten Benennungen; so lautet der vollständige Titel, unter welchem er sich in diesen Briefen ankündigte: Nicolaus Severus et Clemens, Candidatus Spiritus Sancti Miles, Libertatis, Pacis Iustitiaeque Tribunus Augustus, Sacrae Romanae Reipublicae Liberator Illustris, Zelator Italiae, Amator Orbis. Dagegen waren seine Kuriere unbewafnet, sehr einfach gekleidet, und

trugen nichts als einen versilberten Stab in der Hand, welcher für das Wahrzeichen ihrer Sendung galt. An diesem wurden sie auch überall erkannt, und mit den grösten Ehrenbezeugungen aufgenommen.

Die mächtigsten Fürsten und Städte von Italien beantworteten seine Briefe mit prächtigen Gesandtschaften. In Rom war ein solcher Zusammenfluß von Menschen aus allen Ländern, daß der Platz kaum mehr zureichte sie alle zu beherbergen. Auch die Fürsten ausser Italien behandelten den Tribun wie ihresgleichen. Der Kaiser Ludwig von Baiern, der seit zwanzig Jahren mit dem päbstlichen Stuhl in Streit lebte, der mehrmals vergebens sich auszusöhnen gesucht hatte und jetzt einen neuen gefährlichen Gegenkaiser in der Person Karls von Luxemburg aufsteigen sah, wandte sich endlich an Rienzi, in der Hofnung, mit seiner Fürsprache bey dem Pabste durchzusetzen was ihm so oft schon mislungen war. Seine Gesandschaft war zwar heimlich, aber doch nicht so unbekannt, daß nicht die ganze Ehre davon auf den Tribun zurükgefallen wäre. Am rühmlichsten aber waren für ihn die Neapolitanischen Gesandtschaften, welche einen

grossen

grossen Rechtshandel zwischen zwey gekrönten Häuptern, der alle Höfe von Europa beschäftigte, seiner Entscheidung unterwarfen. Johanna, Königin von Neapel, war angeklagt, daß sie Theil an der Ermordung ihres Gemahls Andreas genommen hätte. Andreas Bruder, Ludwig, König von Hungarn, hatte seine Staaten verlassen, um seinen Bruder an dieser treulosen Gattin zu rächen; sie aber rief Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Unschuld an, und ihre Jugend, ihre ausserordentliche Schönheit war mehr als hinreichend, die Meinung der Welt zu bestechen; ganz Europa war zwischen diesen beiden Partheien getheilt. Sie vereinigten sich endlich dahin, daß sie den Tribun von Rom, als den gerechtesten Mann seiner Zeit, zum Schiedsrichter erwählten. Von allen, in diese grosse Sache verwickelten Fürsten, kamen Gesandte nach Rom, die in dem Glanz ihrer Aufzüge mit einander wetteiferten. Rienzi beschied sie vor seinen Gerichtsstuhl, und sie erschienen in Gegenwart des Römischen Volks, um für die Sache ihrer Herren zu sprechen. Aber seine Gerechtigkeitsliebe war in diesem Falle seiner ehrgeitzigen Politik untergeordnet. Er hörte ihre gegenseitigen

gen Gründe mit richterlichem Ernste an, und hütete sich übrigens ein Urtheil zu sprechen. Seine Absicht war, beide Theile mit gleicher Schonung zu behandeln und keinen durch eine bestimmte Entscheidung zu erbittern, um mit der Zeit einen Plan auszuführen, den er mit dem Kaiser Ludwig von Baiern entworfen hatte, und dessen Opfer beide geworden wären. So weit war es in so kurzer Zeit mit ihm gekommen, daß er die Könige und Fürsten am Seile herum führen durfte. Der einzige Philipp von Valois, welcher damals in Frankreich regierte, war von dem allgemeinen Taumel nicht ergriffen worden. Rienzi hatte an ihn auch geschrieben, und Philipp antwortete ihm. Aber er faßte seine Antwort so steif und kümmerlich ab, daß sie gegen Rienzi's praleriscen Stil sehr lächerlich kontrastirte; und er vertraute sie einem gemeinen Boten an, dem er noch dazu, wie von einem prophetischen Geist getrieben, die geheime Instruction gab, sich auf seiner Reise nicht zu übereilen. Philipps Ahndung traf ein; denn als der Bote in Rom ankam, war Rienzi schon verschwunden.

Neben jenen Ehrenbezeugungen, die von allen Höfen auf den Tribun zuströmten, ver-

dienen

dienen auch die Briefe und die Gedichte erwähnt zu werden, die Petrarka an ihn richtete, denn das Ansehn dieses Dichters unter seinen Zeitgenossen, das uns jetzt vielleicht sein Verdienst zu übertreffen scheint, gab diesen öffentlichen Beweisen seiner Achtung einen ungemeinen Werth. Rienzi war ihm seit jener feierlichen Gesandtschaft bey dem Pabst aus den Augen gekommen; und da er die Nachricht von der wichtigen Revolution erhielt, die sein Freund so glücklich durchgeführt hatte, war seine Ueberraschung, die dichterischen Träume, mit denen er sich von jeher am liebsten beschäftigt hatte, jetzt würklich erfüllt zu sehen, eben so groß als seine Freude. In dem ersten Rausche setzte er einen grossen Brief auf, worinn er seinen Enthusiasmus über diese schönen Aussichten auslies. Er redete bald die Römer, bald den Tribun selbst an; er ermahnte die Römer, ihres Glücks werth zu bleiben und nie zu vergessen, was sie ihrem Erretter schuldig wären; er verglich den Tribun mit dem ersten Brutus, der den Narren gespielt hatte, um die Tirannen sichrer zu stürzen; er suchte den Haß des Volks gegen die Grossen durch die heftigsten Verwünschungen ihres Despotismus anzufeuern, ohngeachtet ihn

selbst die engsten Bande der Freundschaft und der Dankbarkeit an die Kolonnas fesselten, welche das Hauptziel von Rienzi's Verfolgungen waren. Dieses Meisterstück von feuriger Beredsamkeit wurde, so wie auch die folgenden Briefe, die Rienzi von Petrarka erhielt, in den öffentlichen Versammlungen des Volks vorgelesen, und sie machten eine ausserordentliche Wirkung auf die Römer, die eine solche Sprache besser verstanden als die ruhige Sprache der Vernunft. In diesem Tone schrieb er mehrmals an den Tribun; aber seine Briefe enthielten oft mehr als leere Deklamationen, und er gab ihm wichtige Nachrichten von den Gesinnungen des Hofs in Avignon. Ein Umstand, der sein dichterisches Feuer am meisten entzündete, war das neue Datum, dessen sich Rienzi in seinen Antworten bediente: im ersten Jahr von der Befreiung der Republick. Er sah mit Entzücken eine zweite Epoche der neuen Geschichte angehen, die, wie er glaubte, in Jahrhunderten noch den Chronologen zum Leitfaden dienen würde. Freilich erfuhr er bald Dinge von seinem Helden, die diese süssen Hofnungen störten, aber er entsagte ihnen darum noch nicht. Er suchte den Unglück-

glücklichen zurückzuhalten, er warnte ihn vor den Bewegungen, die unter dem Volke vorgiengen, er drohte sogar *). Alles war umsonst, und Rienzi gieng unaufhaltsam seinem Verderben entgegen.

Rienzi hatte den höchsten Gipfel seines Glücks erreicht, aber eben dies war der Zeitpunkt seines Verderbens. Der Bogen war zu scharf gespannt, um nicht zu brechen. Rienzi war im Grunde ein kleiner Mensch, der sich nur durch eine gewaltsame Verdrehung seines Geistes zu einer gewissen Grösse hinaufgezwungen hatte. Ein so unnatürlicher Zustand konnte nur kurze Zeit währen. Sein Enthusiasmus für die Gerechtigkeit rührte ganz allein von der Niedrigkeit seiner Geburt her. Arm, verachtet, unterdrückt, war ihm die Ungerechtigkeit der Mächtigen zur Last gefallen, und er hatte sich gegen sie verschworen, wie ein jeder Dieb oder Räuber. Sein Glück erhob ihn noch über diese Menschen, die er sonst mit Neid und Erbitte-

*) In einem Briefe aus Genua, vom 26 Nov. 1347, schreibt Petrarka an Rienzi: hanc mihi quoque durissimam necessitatem exime, ne lyricus apparatus tuarum laudum, in quo quidem teste hoc calamo multus eram, desinere cogatur in Satyram.

Erbitterung angesehen hatte, und er konnte sich vor keinem ihrer Laster verwahren. Wer erkennt nicht hier den ganzen Gang gewöhnlicher Seelen?

Statt der Einfachheit, durch welche er vorher das Volk bezaubert hatte, beleidigte er jetzt ihre Augen mit einer mehr als königlichen Pracht. Seine Kleidung war kostbar, seine Tafel reichlich besetzt; er zeigte sich nie anders als mit einem zahlreichen Gefolge, das sklavisch seinen Winken zu Gebot stund. Er versäumte keine Gelegenheit, durch öffentliche Aufzüge seine kindische Eitelkeit zu kützeln, und er wandte die tollste Verschwendung an, um bey jeder neuen Feierlichkeit dieser Art, sich, wo möglich, selbst zu übertreffen. Anfangs hatte er das Volk dadurch unterhalten, aber in der Länge gewöhnten sie sich an diese Schauspiele. Rienzi's Erfindsamkeit gab nur ihrem Neid und ihrer Galle Nahrung. Sie erinnerten sich, daß sie diesen Menschen, der im Stande war, einen solchen Aufwand zu machen, gekannt hätten, da er so arm und so niedrig war als der schlechteste von ihnen. In dieser schwarzen Laune geriethen sie auf den Verdacht, daß der fürstliche Staat des Tribuns auf ihre Unkosten

kosten bestritten würde. Man fieng sogar an die Grossen zu bedauern, weil man merken wollte, daß er den alten Despotismus nur stürzte, um seinen eignen auf dessen Trümmern zu erbauen; und wenn es darauf ankam, Tirannen gegen Tirannen zu vertauschen, so fand man immer jene erträglicher, die sich auf Rechte der Geburt stützten, als einen, der nichts vor jedem andern seiner Mitbürger voraus hatte, der sich nur durch Heuchelei und durch unverzeihlichen Betrug in die oberste Gewalt hineingeschlichen hatte. Sein schmeichelhaftes Zutrauen auf die Liebe des Volks — wenigstens gab es seiner glücklichen Tollkühnheit diesen Namen — hatte aufgehört; er war mistrauisch geworden, weil er sich schlimmer Absichten bewust war, und er sah sich nach andern Sicherheitsmitteln um. Er hatte die Befestigungswerke, welche die Paläste der Grossen umgaben, niederreissen lassen, und bediente sich der Materialien, um sich selbst im Kapitol zu verschanzen. Es war noch keine so wohl unterhaltne Armee in Rom gesehen worden, als die er errichtet hatte. Sie that tresliche Dienste gegen einige Vasallen, welche sich wider den guten Zustand aufgelehnt hatten; aber man

argwöhnte, daß er sie mehr zu seinem eignen Vortheil als für den Dienst der Republick hielte. Rienzi hatte ausserdem die Unvorsichtigkeit, jene Maske von Ehrfurcht für den Pabst abzulegen, die ihm so gute Dienste gethan hatte. So sehr die Römer sich über ihren Bischof beklagten, seitdem sie ihn verlohren hatten, so bewies selbst dies, wie sehr sie an ihm hiengen, und sie waren zu gute Katholicken, um nicht zurückgestossen zu werden, wenn man sich in einem gewissen Grade gegen ihn vermas.

Der erste August war ein unglüklicher Tag für den Tribun. An diesem Tage lies er sich mit den prächtigsten, aber zugleich sinnlosesten Feierlichkeiten, zum Ritter schlagen: ein lächerlicher Einfall, der die ganze Schwachheit dieses Menschen schildert. Er vergas, daß er als Tribun weit über alle Ritter erhaben war; er hatte die Grossen tief unter sich erniedrigt, und er suchte sich iezt zu ihres gleichen zu machen; er hatte alle Rechte des Adels angegriffen und verachtet, und er schien den Tag als den wichtigsten seines Lebens zu feiern, wo er, der Beherrscher Roms, ein Edelmann wurde. Der neue Ritter badete sich in einer mar-

mornen Wanne, die in der Kirche vom Lateran aufbewahrt wurde, und in welcher sich der Sage nach Konstantin der Große gebadet hatte, nachdem er durch ein Wunderwerk des Pabsts Silvester von einer tödlichen Krankheit geheilt worden war. Diese Wanne wurde für ein unverlezliches Heiligthum gehalten, und Rienzi erregte durch diese Profanation mehr Murren, als er vielleicht durch die entschiedenste Tirannei gethan hätte. Die eingenommenen Gemüther glaubten in einem zufälligen Umstand, der sich unmittelbar darauf ereignete, eine schlimme Vorbedeutung und ein sicheres Zeichen von der Misbilligung des Himmels zu erkennen. Das Bett, in welches er sich nach dem Bade legen wollte, brach unter ihm zusammen, ohngeachtet es, wie die Annalen dieser Zeit geflissentlich anmerken, neu und fest gebaut war. Alle Unglücksfälle, die in diesem traurigen Anzeichen enthalten sein konnten, trafen durch den Haß des Volks und durch seine eigne Thorheit pünktlich ein. Ueberhaupt glaubte er jezt als Ritter aller Verbindlichkeiten los zu sein, die er vorher als Tribun beobachtet hatte. Den Tag nach dieser Feierlichkeit lies er öffentlich eine grosse Mes-

se

se lesen, unter welcher er plötzlich aufstand, mit lauter Stimme den Pabst und das ganze Kollegium der Kardinäle, die zwey Gegenkaiser Ludwig und Karl nebst allen Kurfürsten vorforderte, persönlich in Rom vor seinem Richterstuhl zu erscheinen, und ersteren, dem Pabst und dem heiligen Kollegio, auflegte, sich über ihre lange Abwesenheit zu verantworten. Ausser sich vor Erstaunen und Unwillen, stand der Bischof von Orvieta, der neben ihm sas, ebenfalls auf, und fieng an im Namen des Pabsts gegen diese beispiellose Frechheit zu protestiren; aber auf ein Signal von Rienzi erschallte plözlich ein solches Donnern von Pauken und Trompeten, daß Raimund beschämt schweigen muste *). Dieser Auftritt machte eine äusserst

*) Der gelehrte Verfasser von den Mémoires de Pétrarque sucht diese Citation des Pabstes und der Cardinäle durch Rienzi, mit verschiednen Gründen zu bestreiten, ohngeachtet er die Citation der Kaiser und der Kurfürsten zugiebt. Aber die meisten seiner Gründe sind nur Rüksichten, welche den Tribun hätten abhalten sollen, diesen Schritt zu thun. Sie beweisen blos, daß es ein unüberlegter, äusserst falscher Schritt war, und vielleicht ist dies gerade eine Ursache mehr, um zu glauben, daß ihn Rienzi gethan hat. Wenigstens ist bei einem solchen Karakter das Unwahrscheinlichste meistens für das Wahrste zu halten.

äußerst widrige Würkung, und Rienzi sank von dem Tage an merklich in der Achtung des Volks. Aeusserlich dauerte sein Glück zwar noch fort, denn in diesen Zeitpunkt fielen gerade die großen Gesandtschaften, welche so viel Glanz auf sein Tribunat warfen. Diese Dinge hielten das Volk noch hin, und liessen das Gift wenigstens nur still und langsam um sich greifen. Aber eben dies vermehrte und verlängerte auch seine Verblendung; er glaubte nun alles wagen zu dürfen.

So viel er schon zu Demüthigung des römischen Adels gethan hatte, so war doch sein Plan noch lange nicht erfüllt; er hatte mehr Widerstand von ihnen erwartet, ihr Gehorsam benahm ihm alle Gelegenheit einen entscheidenden Streich auf sie zu wagen. Endlich entschloß er sich nichts mehr zu schonen, und mit einem mal alles wegzuräumen, was seinen herrschsüchtigen Absichten im Wege stand. Er lokte einige von den Grossen unter dem Vorwand eines Gastgeboths in das Kapitol, andre wurden durch Wache aus ihren Häusern geholt und ebenfalls dahin geführt, so daß er fast den ganzen Römischen Adel in seiner Gewalt hatte. Zugleich lies er unter dem Volke aus-

streuen, es wäre eine gefährliche Verschwörung gegen sein Leben und die Römische Freyheit entdeckt worden. Das Volk wurde eingeladen, sich am Abend dieses Tages, (es war der vierzehnte September) im Kapitol einzufinden, um das Nähere zu erfahren. Die Römer kamen in Menge an den bestimmten Ort, und Rienzi lies seine Gefangnen vorführen. Zum Unglück für ihn war der alte Kolonna unter diesen. Seine edle Ruhe, seine maiestätischen Blicke thaten in der Stimmung, worinn die Zuschauer schon waren, eine Würkung auf sie, die Rienzi zu seinem grossen Misfallen bald bemerkte. Statt ein Wort zu seiner Vertheidigung vorzubringen, blickte ihn Kolonna an, als wollte er ihn durchboren, und machte ihm mit kalter Bitterkeit Vorwürfe über die königliche Pracht seines Anzugs, die sich für einen Tribun des Volks so wenig ziemte. Stefans Kühnheit erregte ein Murmeln der Bewunderung unter den Anwesenden. Dem Tribun entgieng diese Bewegung nicht. Ohne zu antworten, brach er plözlich auf, und entlies die Versammlung.

Die Gefangnen brachten die Nacht in der schrecklichsten Unruhe und Ungewisheit zu. Den

folgenden

folgenden Morgen, mit Anbruch des Tages, erschien bei jedem von ihnen ein Mönch, den ihnen Rienzi schickte, um sie zu berichten. Zu gleicher Zeit schallte die Sturmglocke des Kapitols in ihre Ohren: das gewöhnliche Zeichen, durch welches Rienzi das Volk zusammen berief. Jezt waren sie ihres Todes gewis, und alle, außer dem alten Kolonna, dachten nun daran sich mit dem Himmel zu versöhnen. Wie dieses Geschäft vollendet war, wurden sie in einen großen, blutroth und weis gestreiften Saal geführt, wo sie die Versammlung des vorigen Tags wiederfanden. Rienzi trat auf, aber nicht mehr schrecklich wie er sonst als Richter war, sondern ängstlich und verlegen, als wäre er selbst unter den Verurtheilten gewesen. Man hatte ihm hinterbracht, daß unter dem Volke schlimme Bewegungen vorgiengen; alles murre über das Schicksal, das er den Römischen Fürsten zugedacht habe, und es könnte leicht zu einer Empörung kommen, wenn er bei seinem blutigen Entschlus bliebe: so tief wäre der Eindruck, den Stefan Kolonna am vorigen Abend zurückgelassen hätte. Endlich faßte er Muth, und erhob seine Stimme, um das Volk anzureden. Alles

schwieg voll Erwartung; aber wie erstaunte man, als er von Versöhnlichkeit sprach, und wie schön es wäre Beleidigungen nicht zu rächen! Der Text zu seiner Rede, wie zu einer Predigt, waren die Worte: vergieb uns unsre Schulden, wie wir unsern Schuldnern vergeben. Er bat das Volk für die Gefangenen um Gnade, verwies sie mit thränenden Augen auf die sonstigen Verdienste, auf die Fürstliche Geburt der Verbrecher, und beschwor sie, sich mit dieser leichten Strafe zu begnügen. Ein lautes Freudengeschrei war die Antwort, die er erhielt. Er dankte dem Volke im Namen der Schuldigen für diese Nachsicht, und führte nun seine Gefangenen ab. Sie wurden prächtig bewirtet, er beschenkte jeden mit einem Gewand von Ermelin, und ritt wie im Triumf mit ihnen durch alle Strassen von Rom. Nachdem er ihnen alsdann einen neuen Eid des Gehorsams abgenommen hatte, gieng er in die Kirche und nahm mit ihnen das Abendmal, zum Siegel der unbedingtesten Versöhnung.

Durch dieses Meisterstück von Verstellung verbesserte er für den Augenblick die Unvorsichtigkeit, die er begangen hatte. Aber die Würkung

kung davon dauerte nicht lange. Die Römer, bey denen er schon den Glauben verloren hatte, sahen bald durch die Maske. Die Grossen, welche seiner Absicht noch gewisser waren, dürsteten nach Rache; und alle Klugen waren der Meinung, daß er bei dieser Gelegenheit entweder viel zu viel oder viel zu wenig gethan hätte. Der Adel suchte aus der Stadt zu entkommen; nur wenige blieben zurück. Sie begaben sich auf ihre Schlösser und festen Plätze, und machten von da aus grosse Zurüstungen, um sich für jene schreckliche Nacht an dem Tribun zu rächen. Sie fiengen bald ihre Feindseligkeiten an, und verheerten die Landschaft bis vor die Thore von Rom. Rienzi glaubte diesmal wieder seine gewöhnlichen Mittel anwenden zu können; er ließ sie durch einen Herold vor sich fordern, um für ihre begangenen Frevel zu büssen. Aber diese Citationen, die kurz vorher so unfehlbar gewürkt hatten, erschienen iezt in ihrer ganzen Lächerlichkeit. Die äusserste Gefahr hatte endlich die uneinigen Großen verbunden, und sie konnten über seine ohnmächtigen Befehle lachen. Sein Abgesandter kam mit zerschlagnem Kopfe zurük; und weil das Volk, das unter den Streifereien

der Verschwornen am meisten litt, auf keine andre Weise zu beruhigen war, sah er sich endlich gezwungen, in's Feld zu ziehen, ohngeachtet seine Feigheit sich gern länger hinter diesen Pralereien verstekt hätte. Der gröſste Theil der Feinde hatte sich in das Schlos Marino gezogen, und diese Festung war der Hauptsiz der feindlichen Macht. Aber vor diese wagte sich Rienzi nicht; er begnügte sich einen unbedeutenden Ort, Kastelluzza genannt, in der Nähe von Marino, einzunehmen, und seine gröste Heldenthat war, daß er zwei Hunde, denen er die Namen der Herren von Marino, Giordani und Rinaldo Ursini gab, dort in dem Graben ersäufen lies.

Während dieser Zeit hatte auch der Pabst angefangen, offenbar wider den Tribun zu handeln. Ein Kurier, den Rienzi gegen Ende Augusts nach Avignon geschickt hatte, kam schreklich gemishandelt zurück. Man hatte ihm seine Depeschen mit Gewalt weggenommen, den bis dahin so geehrten Stab zerbrochen und ihn selbst blutrünstig geschlagen, ohne ihm nur zu erlauben, daß er die Stadt beträte. Obgleich der Pabst nicht würklich seinen Namen zu dieser Gewaltthätigkeit hergab,

so konnte sie doch nicht wohl ohne sein Zuthun begangen worden seyn, und auf Rienzis Klagen erfolgte keine Antwort. Seitdem er die Maske des Gehorsams abgeworfen hatte, war ihm die allzunahe Gegenwart seines selbsterwählten Kollegen, des Bischofs von Orvieta, sehr beschwerlich geworden, und er hatte sich seiner mit guter Art zu entledigen gewußt. Nunmehr kannte er vollends keine Schrancken mehr, und ergriff jede Gelegenheit die Rechte des Pabsts zu kränken. Klemens konnte durch Drohungen nichts ausrichten; er sandte endlich den Kardinal und Erzbischof Bertrand von Embrun als Legaten nach Rom, mit der Instruktion, alle Mittel anzuwenden, um den Rebellen zu stürzen.

Rienzi äusserte zwar die tiefste Verachtung gegen die Heiligkeit seiner Sendung, und vereitelte von dieser Seite die Absicht des Pabsts. Seine unvorsichtige Sicherheit lies aber dem Kardinal desto freieres Spiel, durch Intriguen das Interesse seines Herrn zu betreiben. Bertrand benuzte die Stimmung, in welcher er das Volk fand. Ohngeachtet sie noch zu viel Furcht vor ihrem Tribun hatten, um selbst etwas gegen ihn vorzunehmen, so war doch zu hoffen,

daß sie ihm nicht beistehen würden, wenn er in den Fall käme ihrer Hülfe zu bedürfen. Der Legat unterstüzte die Kolonnas, welche den größten Theil der feindlichen Armee in Palästrina versammelt hatten, und suchte ihnen in der Stadt unter den Misvergnügten Anhang zu verschaffen. Auf die Nacht vom neunzehnten zum zwanzigsten November wurde verabredet, daß sie mit ihrer Armee in die Thore der Stadt eingelassen werden sollten. Von dem Tribun, der unterdessen im Kapitol unthätig fortschwelgte, befürchtete man nichts; aber sein Glück wollte, daß er von dem Verständniß der Feinde in der Stadt noch beizeiten Kundschaft erhielte. Dies weckte ihn aus seinem Schlummer: er traf die nöthigen Anstalten, um alle Verrätherei zu vereiteln, und machte das Volk durch dunkle Prophezeihungen, durch bedeutungsvolle Anzeichen, die er bemerkt haben wollte, auf einen sehr glänzenden Ausgang dieser gefürchteten Nacht gefaßt.

Dagegen war unter den Verschwornen Furcht und Verwirrung eingerissen; einige von ihnen hatten sich durch schlimme Träume beunruhigen lassen, und drangen darauf, daß man von der Unternehmung abstünde. Aber

Stefan Kolonna der jüngere, welcher die Armee anführte, und selbst an diesem Tage von einem heftigen Fieber geschüttelt wurde, stellte ihnen vor, wie schändlich es seyn würde, die Erwartung ihrer Freunde in der Stadt zu täuschen, und entschloß sich wenigstens zu rekognosziren, ob wirklich Anschein wäre, daß der Tribun das Verständnis entdeckt hätte. Er fand die Thore der Stadt verschlossen, die nach der Verabredung offen seyn sollten. Auf sein Rufen antwortete eine ausgestellte Wache, aber um ihn zu berichten, daß die Loosung dieser Nacht verändert worden wäre. Er ritt mit dieser schlimmen Nachricht zurück; und es wurde beschlossen, daß die Armee, dießmal ohne Schwertstreich, mit klingendem Spiel unter den Mauern von Rom abmarschiren sollte. Die kriegerische Musik machte die Soldaten des Tribuns, die in der Stadt waren, vollends wach, und sie öfneten die Thore, um allenfalls bereit zu seyn, wenn die Feinde Lust bezeigen sollten sich mit ihnen zu messen.

Unterdessen hatte sich Stefans Sohn, Johann Kolonna, ein muthiger Jüngling von zwanzig Jahren, vor der Zurückkunft sei-

nes Vaters von dem Haufen entfernt, und war durch einen andern Weg bis vor die Stadt gekommen. Er sah von weitem das Thor offen, und hörte drinnen Geräusch und Waffengeklirr, wie bei einem Auflauf des Volks. Aus diesen Anzeichen schlos er, daß die Unternehmung schon im Gange wäre, und ritt spornstreichs, ohne sich zu besinnen, in die Stadt hinein, um nicht der lezte zu seyn, der Theil an dem Ruhme dieses Tages hätte. Seine plözliche Erscheinung schreckte die ersten, die ihn erblickten, so, daß sie vor ihm flohen, als würden sie von einem ganzen Heere verfolgt. Aber dieser Irrthum währte nicht lange: bald fiel alles über ihn her, und er wurde ohne Mitleiden ermordet. Stefan, der seinen Sohn bei dem Rückzuge vermißt hatte, und ihn voll schrecklicher Ahndungen überall aufsuchte, fand sich bald nah genug an der Stadt, um ihn in dem Gedränge zu unterscheiden. Seine erste Bewegung war ihm beizuspringen, aber eh' er ihn erreichen konnte, sah er ihn schon niederfallen.

Die Feinde hatten ihn bemerkt, und ohne ihm Zeit zu lassen, an seine eigne Sicherheit zu denken, drangen sie in Menge auf ihn ein,

und mezelten ihn nieder. Diese beiden Schlachtopfer, die sich ihnen wie von selbst angeboten hatten, entzündeten ihre Wuth, was von Soldaten in der Stadt war, strömte heraus, ohne Befehle zu erwarten. Sie fanden die feindlichen Truppen noch im Abmarsch begriffen, aber voll Unordnung und Schrecken über die Abwesenheit ihrer Anführer. Sie überfielen sie, und ermordeten, ohne Widerstand zu finden, was nicht entfliehen konnte. Einen so wohlfeilen Sieg gab dem Tribun diese Reihe von unglücklichen Zufällen. Sein größter Triumf war, daß an diesem Tage sechs Kolonnas geblieben waren, alle fast Söhne und Enkel des unglücklichen Greises Stefan *).

Uebri-

*) Rührend ist die Art, wie Stefan der alte diese schreckliche Nachricht aufnahm. Wir wollen sie in Petrarka's schönem Latein hören: Audito primogeniti ſui, viri ingentis, et nepotis ex eo incomparabilis adoleſcentis interitu --- nec lacrimulam vllam fudit, nec verbum miſerabile, nec accentum triſtitiae, ſed ad primum nuntium defixis parumper terrae oculis, ad extremum dixit: *fiat voluntas Dei, et certe ſatius eſt mori quam vnius ruſtici iugum pati.* Man freut sich in diesen finstern Zeiten Züge zu finden, die noch an die alten Römer erinnern.

Uebrigens war Rienzi zu eitel, um dem Zufall diese Gunst verdanken zu wollen, und wir haben noch Briefe von ihm, worinn er diese Begebenheit mit vieler Mühe verdreht, um sich den Ruhm davon zuzuschreiben. Bei diesen und ähnlichen Pralereien lies er es aber bewenden. Er machte seinen Sohn Lorenzo zum Ritter des Siegs, indem er ihn an die Stelle führte, wo die Leichname Stefans und seines Sohnes lagen, und ihn mit ihrem Blute besprengte. Er ging in Triumf durch die Straßen von Rom, ein bloßes Schwert in der Hand, das in eben diesem Blute getaucht war. Dieses niedrige Frohlocken erbitterte jedermann; sein Uebermuth durchbrach von nun an alle Schranken; und die feige Unthätigkeit, die ihn in Rom anschmiedete, statt seinen Sieg zu verfolgen und vor Marino zu dringen, wohin sich der Ueberrest der Verschwornen gerettet hatte, machte ihn vollends so verächtlich, daß seine Soldaten es verredeten, ihm weiter zu dienen.

Der Legat, welcher sich nicht weit von Rom, in Montefiascone aufhielt, und gewisse Nachricht hatte, daß die Unzufriedenheit des Volks auf das höchste gestiegen war, wag-

te

te nun einen sehr entscheidenden Schritt, indem er den Kirchenbann über Rienzi, als der Kezerei verdächtig aussprach. Zu gleicher Zeit erhielten die Römer ein Breve vom Pabst, worinn er sie ermahnte, ihrem Gehorsam gegen den Tribun zu entsagen. Diese beiden Stösse würkten sehr mächtig auf sie, weil sie eben damals die empfindlichsten Folgen von Rienzis schlechter Regierung spürten. Giordani von Marino sezte die Feindseligkeiten gegen Rom fort, und mit mehr Wuth als jemals. Die Aekker und Felder hatten so sehr unter seinen Verheerungen gelitten, daß eine übermäßige Theurung in Rom entstand, welche der Legat unter der Hand vermehren half, um die lezten Maschinen gegen Rienzi spielen zu lassen. Er fand gerade in dieser Zeit einen Menschen, welcher dazu geschaffen schien, dem Tribun entgegengesezt zu werden. Dies war Pipin von Altamura, Graf von Minorkino, aus dem Königreiche Neapel, ein kühner, unternehmender Mann, den verschiedne mislungne Verbrechen so weit gebracht hatten, daß er nichts mehr verlieren konnte: kurz, einer von den Partheigängern, deren es in der damaligen Zeit vorzüglich in Italien so viele gab. Ge-

gen den Tribun trug er einen geheimen Groll im Herzen. Er hatte nach Andreas Ermordung sein Vaterland verlassen, weil er mit den Prinzen vom Geblüt nicht gut stand, und war nach Rom geflohen. Rienzi aber hatte ihn zu Anfang seines Tribunats wegen einiger Räubereien, deren er angeklagt wurde, vor sich fordern lassen, und, weil er nicht erschien, aus dem Römischen Gebiete verbannt.

Altamura bot sich iezt dem Legat an, und machte sich anheischig, wenn er nur hundert und funfzig Mann zur Unterstüzung bekäme, den Tribun zu veriagen. Seine Forderung war so bescheiden, daß der Legat sie ihm ohne Bedenken zugestand. Diese kleine Gefahr war die Probe wohl werth, ob Rienzi nicht mit eben der Leichtigkeit aus Rom veriagt werden könnte, mit welcher er sich zum Herrn von Rom gemacht hatte. Altamura stahl sich mit seinem kleinen Heer in die Stadt, und, nachdem er sich versichert hatte, daß er keinen Widerstand von dem Volke zu befürchten haben würde, brach er in der Nacht vom vierzehnten zum funfzehnten Dezember aus einer Kirche, die er heimlich besezt hatte, mit seinen Leuten

heraus.

heraus. Er lies in dieser Kirche ohne Unterlas Sturm läuten, und zerstreuete seine Bewafneten in den verschiedenen Theilen der Stadt. Ihr Geschrei: es leben die Kolonnas! es sterbe der Tribun! drang bald vor Rienzis Ohren. Das erste Mittel, worauf er fiel, war die Sturmglocke des Kapitols läuten zu lassen, durch welche er seit seiner Erhöhung schon so viel ausgerichtet hatte. Aber dieses so geehrte Signal verfehlte diesmal seine Würkung, niemand kam ihm beizustehen, und unterdessen fuhr der Schall von Altamuras Glocke fort, ihn mit den lähmendsten Schrecken zu durchdringen. Er schickte einen Haufen von Trabanten aus, die er um sich hatte, um den Feind zurückzuschlagen; aber ihr Anführer wurde bei dem ersten Angrif tödlich verwundet, und sie kehrten um ohne gefochten zu haben.

Nun war Rienzis Muth ganz gesunken; er setzte sich mit einigen seiner Getreuen zu Pferde, verlies den Pallast ohne an fernern Widerstand zu denken, und flüchtete sich nach der Engelsburg. Dort kam er an, ohne ein einziges mal aufgehalten zu werden: so wenig fürchterlich waren damals noch die Anstalten,

die

die man gegen ihn getroffen hatte. Bei der ersten Nachricht von seiner Entweichung gieng der Graf Pipin auf das Kapitol zu, und lies die unermeßlichen Reichthümer, die Rienzi dort aufgehäuft hatte, durch seine Soldaten plündern. Rienzi wurde im Bildnis vor den Mauren seines Pallasts aufgehängt; aber ihn selbst lies man, durch eine Schonung, die nicht wohl zu begreifen ist, auf der Engelsburg unangefochten, bis er vier Wochen später sich von selbst entschloß, das Römische Gebiet zu verlassen und sein Glück in andern Gegenden zu versuchen.

So endigte sich Rienzis Macht nach einer Dauer von sieben Monaten, ohngefähr wie sie angefangen hatte. Seine Geschichte nach diesem ersten Sturze wird uns, gegen die Zeit gerechnet, die sie einnimmt, wenig mehr beschäftigen. Er blieb zwar bis an sein Ende in Verhältnis mit der politischen Welt; aber die iezige Veränderung seiner Lage trieb seinen Geist wieder in die enge Sfäre zurück, die ihm eigentlich zukam. Er spielte von nun an die wahre Rolle der Narren: ein Werkzeug in den Händen der Mächtigen und Klugen, die sich seiner bedienen wollten. Sein Paroxismus von

Grösse war auf immer vorbey; nun er aber anfängt wieder er selbst zu seyn, hört er auf uns zu interessiren. Einige wenige Züge, die seinen Karakter vollenden, sind indessen noch zurück; denn es blieb noch immer unvermeidlich, daß ein Mensch, der nie handelte wie andre Menschen, zuweilen handeln mußte wie ein grosser Mensch.

Rienzi irrte zwei Jahre in der Welt herum, und machte mehrere Versuche, um Leichtgläubige zu finden, mit deren Hülfe er sich wieder in Rom festsetzen könnte. Aber alles war vergeblich; man sah ihn jezt in seiner wahren Gestalt; und die kühnsten Abentheurer konnten sich nicht entschliessen, ihr Glück mit dem seinigen zu verbinden. In Rom war man unterdessen sehr ruhig. Gleich nach Rienzis Entweichung hatte der Legat alles wieder in den Stand gesezt, worinn es vor dem Tribunat gewesen war. Er und zwey Römische Grossen aus den Geschlechtern Ursini und Kolonna verwalteten den Staat als Senatoren, so wie vor dem geschehen war: mit dem einzigen Unterschiede, daß der Adel Rienzis bittre Lehren noch gegenwärtig hatte, und etwas vorsichtiger mit dem Volke umgieng. Doch währte auch

diese Schonung nicht lange, und die eingebildete Sicherheit der Großen erweckte ihren Stolz und ihren Uebermuth von neuem.

Im Jahre 1350 reizte das Jubiläum, das in Rom gefeiert wurde, bei unserm Flüchtling die Begierde sein Vaterland wieder zu sehen. Der Zusammenfluß von Menschen, die durch diese große Feierlichkeit und durch die mit der Wallfahrt nach Rom verknüpften Indulgenzen dorthin gezogen wurde, machte es ihm leicht, sich unerkannt in die Stadt zu schleichen. Er fand hier mehr günstige Aussichten als er erwartete. Einem unbeständigen Volke, wie die Römer, war es sehr natürlich, daß sie ihn zurückwünschten, sobald sie ihn veriagt hatten. Der Kardinal Hannibale Ceccano, welcher dem Erzbischof von Embrun als päbstlicher Legat und Senator von Rom nachgefolgt war, hatte sich dem Volke so verhaßt gemacht, daß es bis zu öffentlichen Beleidigungen gegen ihn gekommen war. Indessen hatte er noch sein Leben in Sicherheit geglaubt; aber auf einem geistlichen Umzuge, den er durch die Stadt hielt, streiften hart hinter einander zwei Pfeile an seinem Kopfe vorbei, welche aus einem benachbarten Gatterfenster abgeschossen

sen wurden. Das Haus, wo dies geschehen war, wurde augenblicklich durchsucht, aber man fand nichts, und auch nachher blieben bey den strengsten Nachsuchungen die Thäter unentdeckt. In dieser Ungewisheit ließ endlich der Legat seinen ganzen Verdacht auf Rienzi fallen, von dessen Anwesenheit er unterrichtet war. Er handelte auch würklich als wäre Rienzi des Verbrechens schon überwiesen; er sprach den fürchterlichsten Bannfluch über ihn aus, und stellte überall Auflaurer aus, die ihn in seinen Schlupfwinkeln fangen sollten. Rienzi mußte nun befürchten, über kurz oder lang in die Hände seiner Verfolger zu fallen; noch sah er nicht genug Sicherheit, um öffentlich auszubrechen: er faßte also den Entschlus, zum zweitenmale aus Rom zu entfliehen.

In diesem Zeitpunkt verfiel er auf den sonderbaren Gedanken, sich in den Schuz **Karl des vierten** zu begeben, den er ehemals, da er noch mit Ludwig von Baiern um die Kaiserwürde stritt, die Kühnheit gehabt hatte vor seinen Richterstuhl zu fordern, und der überdies in der engsten Verbindung mit dem päbstlichen Hof stand. Was ihn auch zu diesem ausserordentlichen Schritte bewegen mochte, er

kam als Franciskaner-Mönch verkleidet in Prag an, wo sich der Kaiser damals aufhielt, und lies sich vor seinen Thron führen. Hier hielt er eine Rede voll profetischen Unsinns, aus welcher der Kaiser bald errieth, wen er vor sich hatte. Karl nahm ihn mit Achtung auf, lies ihn aber streng bewachen, und glaubte dem Pabst Bericht von diesem Vorfall erstatten zu müssen.

Klemens forderte seinen Gefangnen von ihm, und Rienzi riß seinen Beschützer aus der Verlegenheit, in welche diese Forderung seine Grosmuth sezte, indem er selbst um die Gnade bat, nach Avignon zum Pabst gebracht zu werden, um sich dort über den Vorwurf der Kezerei, den einzigen, den man ihm machte, gesezmäßig und streng verhören zu lassen. Karl bewilligte ihm diese sonderbare Bitte, und er wurde nach Avignon geschaft.

Man ist versucht, diese ganze Reihe von Begebenheiten für verabredete Blendwerke zu halten, womit diese Menschen die Augen der Neugierigen täuschen wollten; man ist versucht, in die Tiefen der Politik herunter zu steigen, um diese abentheuerlichen Handlungen wieder an menschliche Wahrscheinlichkeit anzuknüpfen. Aber man läuft auf der andern Seite Gefahr,

mit den scharfsinnigsten Erklärungen sehr irre zu gehen, wenn man die Handlungen der Thoren aus weisen Bewegungsgründen herleiten will. Ob nun Rienzi, der in seinem Leben so viel schon dem Zufall zu verdanken gehabt hatte, den Entschluß faßte, sich ihm in den gefährlichsten Lagen anzuvertrauen, oder ob er würklich Gründe hatte, zu hoffen, daß man in Avignon Gnade für Recht würde über ihn ergehen lassen; genug er kam an diesem Hofe an, wo man so oft vor seinem blossen Namen gezittert hatte, und seine freiwillige Ergebung wurde durch den Ausgang gerechtfertigt. Die Beschwerden, die man gegen ihn hatte, wurden ihm vorgelegt; er verantwortete sich, und man hatte ihm seine Vertheidigung ziemlich erleichtert, indem man ihn blos von der Seite der Kezerei angrif und seine Rebellion, seine Beleidigungen des päbstlichen Ansehens mit keinem Worte berührte: vielleicht, weil man es nicht wagen wollte, das Römische Volk zu erbittern, welches, wie wir bald sehen werden, in grosser Gährung war. Er wurde weder verdammt noch losgesprochen, sondern man lies ihn in seinem Gefängnis bewachen, und fuhr fort, ihm mit der größten Scho-

nung und Gelindigkeit zu begegnen, bis sich die folgenden Veranlassungen zeigten, seinem Schicksale eine andere sehr unerwartete Wendung zu geben.

Klemens der Sechste starb zu Ende des Jahres 1352, und sein Nachfolger Innozentius der Sechste fand die weltlichen Angelegenheiten des påbstlichen Stuhls in großer Zerrüttung. Klemens Grosmuth und Versöhnlichkeit hatte die Stösse, welche das Ansehen der Påbste in Italien erlitt, seitdem sie in Avignon residirten, sehr vermehrt, und die Kühnheit ihrer Gegner genåhrt. Ganz Italien war voll kleiner Tirannen geworden, welche die Souverånitåt der Påbste öffentlich verspotteten, und ihre Rechte auf alle Weise schmålerten. Innozentius entschlos sich, dem einreissenden Verderben kråftig zu steuern, und sandte zu diesem Behufe den Kardinal Aegidius Albornos, einen Spanier, den seine politischen und kriegerischen Talente für eine solche Unternehmung am geschicktesten machten, als Legaten nach Italien, um die Rebellen zu bezwingen.

Albornos Gegenwart ward entscheidend; er wußte die Feinde des Pabsts, theils durch Gewalt, theils durch Unterhandlungen, nach

ein=

einander zum Gehorsam zu bringen. Aber in Rom war die Verwirrung auf's höchste gestiegen. Die Verfassung der Stadt war in dieser Zeit einigemal völlig umgekehrt worden. Die Unruhe, welche Rienzi wieder angefacht hatte, konnte die Einrichtungen des Erzbischofs von Embrun nicht lange dulden. Die Zwietrachten unter den adlichen Geschlechtern, vorzüglich den Ursinis und Kolonnas, waren mit neuer Heftigkeit angegangen, und Rom fand sich wieder so elend als jemals. Die Gutgesinnten unter dem Volke wollten dem allgemeinen Unglück ein Ende machen, und sezten einen gewissen Johann Cerroni, welcher der angesehendste und tugendhafteste von den Bürgern war, an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten. Aber dieser Mann war zu gut, um einem Volk wie das Römische lange vorzustehen. Die mannichfaltigen Verdrüßlichkeiten, die er zu ertragen hatte, bewogen ihn seine Stelle selbst niederzulegen, und die Partheien wüteten wieder schreklich in der Stadt.

Rienzi hatte ein anstekendes Beispiel gegeben: im Jahre 1353 trat ein neuer Waghals auf, der sich vorgenommen zu haben schien, in allen Stücken Rienzis Affe zu seyn. Dieser

ser sonderbare Mensch hieß Franz Baroncelli; er war ebenfalls von niedriger Geburt. Uebrigens ahmte er pünktlich Rienzis Anfang nach, und nahm auch wie dieser den Namen Tribun an. Aber er besas die Geschmeidigkeit und die Kunstgriffe des alten Tribuns nicht, er war nichts als grausam und blutdürstig, und gab sich keine Mühe, einen Schleier über seine Tirannei zu werfen. Indessen machte er sich dem Volke eben so furchtbar als verhaßt, und Innozentius wußte nichts gegen dieses neue Ungeheuer zu thun, als einen andern Tyrannen als Gegengewicht hervorzurufen, der mehr Achtung und Liebe bei dem Volk hätte, und übrigens ganz von ihm abhienge.

Seine Wahl fiel auf Rienzi, er zerbrach seine Fesseln, und schickte ihn an den Kardinal Albornos, um ihn als Senator wieder in Rom einsetzen zu lassen. Der Kardinal wollte sich aber nur im äussersten Nothfall dieses verzweifelten Mittels bedienen, und hielt den ungeduldigen Rienzi eine Zeitlang vor Viterbo auf, das er belagerte. Endlich wurde Baroncelli nach einer kurzen Regierung von vier Monaten im Kapitol ermordet, die leichtsinnigen

gen Römer ließen dem Legat ihren Gehorsam versichern, und diese unerwartet glückliche Wendung machte Rienzis Gegenwart nun ganz unnöthig. Aber sein Ehrgeiz war in Italien wieder aufgewacht, und er ließ sich die geflissentlichen Verzögerungen des Kardinals nicht so geduldig gefallen. Die Soldaten, welche die Römer dem Legaten zur Verstärkung nach Viterbo geschickt hatten, um dem Pabste dadurch ihre Ergebenheit zu bezeigen, behandelten ihn als den Erretter Roms, und machten ihm sehr schmeichelhafte Vorstellungen von der Sehnsucht seiner Landsleute ihn wiederkommen zu sehen.

Indessen stieß es sich noch an einen sehr wichtigen Umstand. Der Pabst hatte mit gutem Vorbedacht ihm zwar genug zu seinem Unterhalt im Gefolge des Legats angewiesen, aber nicht so viel, daß er ohne seine Hülfe, die ihm immer unter verschiednen Vorwänden verweigert wurde, etwas unternehmen konnte; und der gute Wille der Römer gieng, vielleicht aus würklicher Unvermögenheit, nicht so weit, daß sie ihn mit den nöthigen Mitteln unterstüzt hätten. Aber sein Glück half ihm auch aus dieser Verlegenheit. Der Pabst hatte ihn sei-

ner Einkünfte wegen auf die Stadt Perugi angewiesen; hier lernte er zwei Brüder des berühmten Ritter Montreal kennen, Arimbaldo und Bertone, welche beschäftiget waren, die unermeßlichen Summen, die ihr Bruder erbeutet hatte, in dieser Stadt unterzubringen. Montreal war damals der erste und mächtigste aller Partheigänger oder Condottieri in Italien. Er hatte fast alle hin und wieder zerstreute Truppen seiner Vorgänger gesammelt, und an der Spitze dieser militärischen Republik ganz Italien mit dem Schrecken seines Namens erfüllt. Ein Mann wie dieser, konnte Rienzi in mehr als einem Betracht wichtig seyn; er suchte es aber für's erste durch die Fürsprache seiner Brüder nur dahin zu bringen, daß er einen Theil der Gelder, die in ihren Händen waren, zu seiner Wiederherstellung anwenden durfte. Dieser ansehnliche Vorschub sezte ihn in den Stand, sich mit allem Nöthigen zu rüsten. Zuvor bat er den Kardinal Albornos, ihn im Namen des Pabsts mit der versprochenen Würde zu bekleiden. Da der Legat sah, daß nichts weiter von ihm verlangt wurde als die leere Ceremonie, bewilligte er ihm sein Ansuchen ohne weitere

tere Schwierigkeit, und entlies ihn mit einem Segen, der nichts kostete.

Rienzi gieng im Junius 1354 mit dritthalb hundert Mann Soldaten, meistens Deutschen, die von ihren vorigen Herren entlassen waren, und in Perugi unbeschäftigt gestanden hatten, auf Rom zu, nachdem er ihnen einen Monat Sold voraus bezählt hatte. Hier wurde er mit der trunkensten Freude aufgenommen, und auf den Händen des Volks in das Kapitol getragen. Die Strassen, durch welche er zog, waren mit Blumen bestreut, man hatte überall Triumfbogen errichtet, die Einwohner waren ihm entgegengekommen, mit Oelzweigen in der Hand. Sie glaubten, daß er den Frieden wieder in ihre Mauern brächte; sie erinnerten sich nur noch seiner Tugenden, und sahen im Geiste schon die ersten goldnen Tage seines Tribunats wieder aufblühen. So viel aber auch dieser Anfang versprach, so bemerkte man doch sehr bald einen Fehler an ihm, den die Römer am wenigsten vergeben konnten: dieser Fehler war Armuth.

Unglücklicher Weise für ihn, hatten sie diesmal von ihrem Tribun ausserordentliche

Hülfs-

Hülfsmittel erwartet, deren sie auch bei ihrem eignen Elend sehr bedurften. Der erste Rausch war in kurzer Zeit vorbei, und es wurde bald sichtbar, daß Rienzi nur von erborgten Geldern lebte. Selbst der Name seines Gläubigers vermehrte den übeln Eindruck dieser Entdeckung. Man kannte Montreals Macht, und hatte Grund zu befürchten, daß er die Stadt Rom sehr gern würde für Rienzis Schuld haften lassen. Es war voraus zu sehen, daß er von dem Pabste oder dem Legat nie etwas anders erhalten würde als Papier und Worte, und daß er also in die Nothwendigkeit kommen müßte, das Volk auszusaugen. Diese trüben Aussichten flößten den Römern eine Verachtung gegen ihn ein, die sie öffentlich genug äusserten. Rienzis Geist war einer Bedrängnis wie diese nicht gewachsen. Er war gewohnt, sich von dem Strome des günstigen Ohngefährs und des allgemeinen Enthusiasmus forttragen zu lassen. Jezt kam es darauf an, gegen Unglück und Vorurtheil zu kämpfen, und an dieser Klippe mußte er nothwendig scheitern. Als ob er sich hätte betäuben wollen, fieng er an, sich der niedrigsten Leidenschaft zu überlassen. Die Vergnügungen der Tafel waren

die einzigen, die ihn reizten, und er genoß sie im Uebermaas. Ob er wirklich erst in Deutschland sich dieses Laster angewöhnt hatte *), wie ein Annalist ausdrücklich behauptet, muß dahin gestellt bleiben. Aber die Wirkungen desselben trugen viel dazu bey, die allgemeine Verachtung zu nähren. Er wurde unförmlich dick, und seine ganze Gestalt bekam etwas widriges und ekelhaftes. Den Augen des Volkes zeigte er sich sehr selten; er lebte verschlossen wie ein Tirann, und schien jene Künste ganz verlernt zu haben, durch welche er sonst alle Herzen an sich gezogen hatte.

Indessen liessen ihn seine unversöhnlichen Feinde, die Römischen Grossen, nicht lange in dieser Unthätigkeit. Sie waren kurz vor seinem Einzug aus der Stadt geflohen, und seine wiederholten Einladungen und Freundschafts-Versicherungen hatten sie nicht bewegen können zurückzukehren. Ihre feindseligen Streifereien in dem Gebiete der Stadt zwangen ihn endlich aufzubrechen. Sein Hauptziel war die Belagerung von Palästrina, wo sich der größte Theil der Misvergnügten unter der Fahne

*) Helluare doctus apud Germanos, sagt Bzovius in seinen Jahrbüchern der Kirchengeschichte.

ne der Kolonnas versammelt hatte. Aber der schlimme Zustand seiner Finanzen sezte ihn in die größte Verlegenheit. Die fremden Truppen, die er gedungen hatte, und welche den wichtigsten Theil seiner Armee ausmachten, — denn auf den guten Willen, auf die Beständigkeit der Italiäner, die darunter waren, konnte er nicht zählen — schrien laut um Geld und drohten ihre Fahne zu verlassen, wenn sie nicht bezahlt würden. Er selbst fand sich in der Unmöglichkeit sie zu befriedigen, und die ganze Unternehmung stockte durch die unvermuthete Meuterei der Soldaten. Aber er hatte, nicht ohne Grund, Montreals Brüder um sich zu behalten gesucht, und sie durch Ehrenstellen, die ihm nichts kosteten, an seine Person gefesselt. Sie konnten seiner Ueberredungskunst nicht widerstehen, und vielleicht fürchteten sie auch seine Verzweiflung, da ihr Leben in seiner Gewalt stand. Ein neuer Vorschuß half ihm aus dieser Gefahr. Ihr Geld wurde unter den fremden Soldaten ausgetheilt, und dämpfte den Aufruhr. Der Abgang des Feldzugs selbst, der aus lauter Plünderungen und Mordbrennereien bestund, ohne etwas zu entscheiden, befriedigte die Geldsucht dieser Miethlinge. Indessen litt die Armee

mee durch den Abfall verschiedner Einheimischen, die nach Palästrina überliefen, manchen ansehnlichen Verlust, und das Glück war zum wenigsten sehr zweifelhaft, als Rienzi plözlich seine Truppen verabschiedete, und wieder nach Rom aufbrach.

Der Schrecken einer Nachricht, die er bekommen hatte, veranlaßte diesen unvermutheten Entschlus. Montreal, der ihn nicht persönlich kannte, und also von seiner Beredsamkeit nicht eingenommen war, wie seine Brüder, war vom ersten Anfang mit ihrer Grosmuth unzufrieden gewesen, und hatte sehr ungern in diese Anwendung seiner Schäze gewilligt. Er hielt seinen Schuldner für einen elenden Abentheurer, der sein Wort niemals würde erfüllen können oder wollen. Ueber die neue Unvorsichtigkeit seiner Brüder riß ihm endlich die Geduld aus. Er eilte nach Rom, um sich selbst von der Lage der Sachen zu unterrichten. Seine Ankunft und die Absicht derselben vermehrte das Murren des Volks über den Tribun; die Verachtung, mit welcher er von ihm sprach, theilte sich seinen Zuhörern mit, und seine Drohungen überzeugten die Römer bald, daß sein Arm diesen Elenden eben so leicht stür-

zen würde, als ihn sein Geld emporgehoben hätte. Rienzis Wuth und Bestürzung über diesen Schritt des Ritters war unbeschreiblich; die Verrätherei eines Weibes aus Montreals Gefolge, die von ihrem Herrn beleidigt, zu ihm geflohen war, hatte ihm die Gefahr so dringend gemacht, daß er alles andre aufopferte, um diesen Sturm abzuwenden. Er kam, von Montreals Brüdern begleitet, in Rom an, und lies dem ungestümen Gläubiger seine Ankunft melden. Der Ritter, der sich nicht verrathen glaubte, erschien unerschrocken auf diese Einladung; aber kaum hatte er die Schwelle des Pallasts betreten, so legte man ihm eiserne Ketten an und warf ihn in einen Kerker. Arimbaldo und Bertone wurden zu gleicher Zeit gefangen genommen, als Mitschuldige einer vorgeblichen Verschwörung, deren Gerücht Rienzi sorgfältig ausstreuen lies. Montreal befürchtete das Schlimmste nicht, weil er in den Bedürfnissen des Tribuns ein unfehlbares Rettungsmittel zu finden glaubte. Er bot ihm große Schätze für seine Befreiung an, und machte sich anheischig, seine Brüder als zurückgelassene Geissel zu betrachten. Aber Rienzis Absicht war, auf eine sichrere Art mehr

zu erlangen, als ihm Montreal versprechen konnte; die Verbindlichkeit, die er gegen den Ritter hatte, machte ihn unversöhnlich, und er war entschlossen, seine Schuld in dem Blut seines Gläubigers zu tilgen.

Unerschüttert von seinen Anerbietungen, lies er ihm wegen seiner in Italien verübten Grausamkeiten förmlich den Prozes machen; und Montreal wurde im Angesicht des Volkes enthauptet. Sein heldenmüthiger Tod; der verdiente Ruf, in welchem er stand, der erste Krieger seiner Zeit zu seyn; Rienzis Verrätherei und Undank gegen seine Brüder, machten vereinigt einen fürchterlichen Eindruck auf das Volk, ohngeachtet die Ursachen, die er vorschützen konnte, nicht unwichtig waren. Montreal würde zwar sein Wort ritterlich gelöst haben; aber es war sehr wahrscheinlich, daß er sich alsdann aller Verbindlichkeit ledig geglaubt hätte und an der Spitze seiner Bande vor Rom erschienen wäre, um auf einmal seine Rachsucht und seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Denn Rienzi war durch jene Verrätherinn von den geheimen Absichten unterrichtet worden, welche der Ritter schon längst auf Rom gehabt

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

hatte. Nichts war natürlicher, als daß die Leichtigkeit, in Rom den Herrn zu spielen, wovon man in kurzer Zeit so viele Beweise gesehen hatte, einen Menschen, der mit einer unbegränzten Kühnheit ausserordentliche Hülfsmittel verband, unwiderstehlich anlocken mußte. Die Römer selbst hatten den Ritter von jeher mit argwöhnischen Augen angesehen; aber alles dies war iezt vergessen, wenigstens würkten diese Vorstellungen weniger auf sie als der traurige Anblick seines Tods, dessen Zeugen sie waren, und der Verdacht, daß er nur einem schändlichen Eigennuz aufgeopfert wurde.

Ueberdem wurden Rienzis Absichten von dieser Seite vereitelt, und durch eine Ungerechtigkeit, die den Menschen sehr natürlich ist, vermehrte dieser Umstand den Haß und die Verachtung des Volks. Der Kardinal Albornos konnte bei einem so wichtigen Falle nicht unthätig bleiben. Er forderte einen der Brüder des Gerichteten, Arimbaldo, von Rienzi, der es nicht wagen wollte, ihn durch eine abschlägliche Antwort zu erbittern, und traf mit Arimbaldos Hülfe sichere Anstalten, daß Montreals Vermögen nicht in die Hände seines Mörders

fiel,

fiel, sondern unter den verschiednen Unglücklichen ausgetheilt wurde, die seine blutigen Streifereien durch Italien um Güter, Kinder und Weiber gebracht hatten. Auf diese Weise kam Rienzi um alle Vortheile eines nothwendigen Verbrechens, und fühlte die bittern Folgen desselben in ihrem ganzen Umfang.

Was indessen Montreal in Rom besas, konnte Rienzis Nachsuchungen nicht entzogen werden, und er sezte sich damit in den Stand, den Ungestüm seiner Deutschen eine Zeitlang abzuwehren. Diesen ruhigen Zeitpunkt schien er benuzen zu wollen, um den Widerstand der Grossen völlig niederzuschlagen. Er betrieb den Krieg mit einem Eifer, den man noch nicht an ihm gesehen hatte, und die kluge Wahl seiner Generale verschafte ihm manchen Vortheil über die Feinde. Noch einmal erhob er sich über sich selbst, gleichsam als hätte er sein nahes Ende geahndet. Denn alles was er that, konnte ihn nicht mehr in der Meinung der Römer retten, die jezt eben so sehr gegen ihn verblendet schienen, als sie es vorher für ihn gewesen waren. Diesem unheilbaren Zustand,

wo man nicht vermeiden kann, falsche Schritte zu thun, wo Nachsicht und Strenge, Muth und Feigheit, Klugheit und Unvorsichtigkeit gleich gefährlich werden, können diejenigen Menschen nur selten entgehen, die der Zufall über ihre Kräfte erhoben hat. Er war zum Falle reif, und jedes Mittel, das er ergrif, trug zu seinem Verderben bei.

Die Beweise, die er täglich von der tödtenden Kälte des Volks bekam, bildeten das finstere Mistrauen vollends in ihm aus, zu welchem seine tirannischen Absichten ihn schon so sehr geneigt machten. Seine besten Freunde wurden die Opfer desselben. Ein Greis, den ganz Rom um seiner Tugenden willen verehrte, den Rienzi selbst hervorgezogen hatte, Pandolfo Pandolfucci wurde ohne alle Ursache enthauptet. Mehrere Unschuldige verschwanden auf diese Weise, deren ganzes Verbrechen sein immer wachsender Argwohn war. Unter allen, die ihm dienten, hatte ihm Liccardo de Annibalis am meisten gegen die Feinde genützt. Ehe es Zeit dazu war, glaubte er sich seiner entledigen zu können, weil sein Ruhm

unter

unter dem Volke, und sein Ansehen in der Armee ihm verdächtig wurde. Die Entfernung dieses furchtbaren Mannes machte den Großen so viel Luft, daß sie sich von allen den Stössen erholten, die er ihnen versezt hatte. Indessen wollten sie es nicht blos auf das zweifelhafte Glück des ofnen Feldes ankommen lassen. Sie suchten in Rom selbst ein Feuer anzuzünden, das ihren Feind unfehlbar ergreifen müßte. Das allgemeine Misvergnügen erleichterte ihre Bemühungen. Die Verschwörung wurde mit der größten Heimlichkeit fortgeführt, und brach endlich den achten Oktober 1354 aus.

Am Morgen dieses Tages wurde Rienzi durch Waffengetümmel und ein unmäßiges Geschrei aus dem Schlafe geweckt. Noch war das Geräusch fern, und er konnte nur die Worte unterscheiden: es lebe das Volk! Bald aber liefen von den meisten Vierteln der Stadt Haufen von Bewafneten zusammen, und als sie näher an das Kapitol kamen, veränderte sich das Geschrei; er hörte deutlich rufen: der Tirann, der Verräther sterbe! Seine eignen Wachen hatten sich mit den Aufrührern verbunden; das Volk rottirte sich auf den Lärm

zusammen, und besezte das Kapitol. Durch seine Fenster flog ein Regen von Steinen; sein Pallast war in wenigen Augenblicken von allen, die ihn bewohnten, verlassen worden; sie hatten sich entweder verborgen oder unter die Feinde gemischt. Noch hatte er Entschlossenheit genug, sich in seine Ritter-Rüstung zu werfen und auf den Altan zu treten, um die Aufrührer anzureden. Vor sich breitete er die Fahne des Volks aus, und er wollte seine ganze Beredsamkeit auffordern, um ihre Wuth zu besänftigen. Aber dazu lies man ihn nicht kommen, das Geschrei wurde tobender als vorher, und ein Hagel von Steinen trieb ihn wieder hinein.

An der Hand verwundet, trat er ab; und in diesem Augenblick verwandelte sich jene erzwungne Entschlossenheit in die bitterste Verzweiflung. Die Thore des Kapitols waren schon in Brand gesteckt, und er sah die Flammen und den Rauch überall um sich her in dicken Wolken aufsteigen. Demohngeachtet war der Aufruhr nicht allgemein, verschiedene Viertel der Stadt hatten sich nicht gegen ihn erklärt, und einige Ausgänge waren im Pallaste noch frei. Aber einer von seinen Verwandten, Lucciolo

ciolo Pelliciaro, der ihn überall begleitete und von den Verschwornen bestochen war, verfolgte ihn unablässig mit den gräßlichsten Vorstellungen, und suchte seine Furcht durch erdichtete Umstände zu vergrössern. Zugleich trat dieser Verräther von Zeit zu Zeit an die Fenster, und benachrichtigte die Verschwornen von der trostlosen Lage des Tribuns. Das zunehmende Feuer, das wütende Geschrei, Lucciolos verstellte Schrecken gewannen es endlich über alle seine muthigen Entschlüsse. Eine sichere Flucht blieb sein einziger Gedanke. Er legte seine Rüstung nieder, schnitt sich die Haare und den Bart herunter, schwärzte sein Gesicht mit Kohlen, warf eine schmuzige Bettlerkleidung, die er von ohngefähr gefunden hatte, über sein reiches Gewand, und belastete sich den Kopf und die Schultern mit Betten und andern Geräthschaften, als ob er mitgeplündert hätte. Er kam glücklich durch die Flamme bis an die letzte Treppe. Hier aber wurde er plötzlich angehalten, und einer der Aufrührer, an den ihn wahrscheinlich der treulose Lucciolo verrathen hatte, schlug ihm den Mantel zurück. Seine reichen Armspangen, die er in der Bestürzung abzulegen vergessen hatte, machten ihn

sogleich allen Umstehenden kenntlich; in einem Nun hatte sich eine ungeheure Menge Volks um ihn gedrängt.

In diesem entscheidenden Augenblick schien sein guter Geist zu seiner Rettung noch ein Wunder thun zu wollen. Eben da er tausend Schwerter auf sich gezuckt zu sehen glaubte, verwandelte sich das tobende Getümmel in eine Todtenstille. Erstarrt und sprachlos trat die ganze Menge zurück, wie vor seinem Geist. Alle Schwerter sanken; der lächerlich-gräßliche Anblick seiner Vermummung erwekte ein dunkles Gefühl von Rührung und Ehrfurcht; sein ganzes voriges Ansehen schien ihn wieder zu umstralen, und gegen seine Feinde zu schützen. Nur ein Wort, schien es, nur eine Probe seiner alten Beredsamkeit: und er war gerettet. Aber die gehäuften Schrecken dieses Tags hatten seine Sprache gehemmt, seine Zunge gelähmt. Seine Augen rollten im Kreise herum und sahen nicht was sie würkten. Eine Minute vergieng, und wieder eine, und wieder eine; er stand noch immer da, in todter Betäubung, wie vom Donner gerührt. Diese Pause scheint fast eine Stunde gedauert zu haben; aber er lies sie vorbei gehen, ohne sich

zu erholen. Einer der vornehmsten Verschwornen, Cecco di lo Vecchio, erwachte vor ihm aus dem Schlummer. Ohne das Beispiel der andern zu erwarten, zog er plözlich sein Schwert, und sties es dem unglücklichen Rienzi durch den Leib. Sein Fall löste auf einmal den Zauber, die niedrigste Wuth kam an die Stelle jener sonderbaren Versteinerung, alles stürzte sich auf den Leichnam, und er wurde von tausend Schwertern zerrissen. Sie schleppten den zerfleischten Körper durch die Stadt, und lieferten ihn endlich den Juden aus. Diese verbrannten seine Ueberbleibsel an einem langsamen Feuer, um wenigstens jezt ihren unversöhnlichen Haß gegen einen Menschen zu befriedigen, der, unter ihnen geboren, es gewagt hatte, sich über sie zu erheben und ihr Gewerb durch seine Gesetze zu schmälern. Man suchte alsdenn alle seine Sachen durch, und was man darunter fand, schien die Wuth des Volks zu rechtfertigen. Plane zu neuen Auflagen und Bedrückungen des Volks, Namen von römischen Bürgern, die er zum Tode bestimmte, dieses alles zeigte deutlich, was man von ihm zu erwarten gehabt hätte. Ferner fand man in seinem Kabinet einen Stahlspiegel, der mit

magischen Zeichen verziert war. Diese wichtige Entdeckung bestätigte den allgemeinen Argwohn, daß Rienzi mit Zauberkünsten umgegangen wäre; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Mensch, der in seiner eignen Seele so wenig Rath und Trost schöpfen konnte, zu höhern Geistern seine Zuflucht nahm.

Durch diesen Tod vollendete Rienzi seine Bestimmung, immer außerordentlich und niemals groß zu seyn; er wurde das Opfer des Zufalls, dessen Geschöpf er war. Der Römische Unbestand lies seinen Namen bald wieder unter dem Volke zu Ehren kommen; und das Andenken des guten Zustands pflanzte sich, wie die Sage vom goldnen Alter, auf die folgenden Geschlechter fort.

II.

II.

Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig, im Jahr 1618.

Die Republik Venedig war unter allen Italiänischen Staaten ihrem Freiheitssystem am treusten geblieben, und ihr kluges und standhaftes Betragen hatte sie von jeher vor den päbstlichen Anmaßungen geschüzt. Endlich waren die Päbste durch die Erschütterungen, welche die Reformation verursachte, und durch die politische Verbindung der Europäischen Staaten schon ziemlich belehrt worden, daß es Zeit wäre von der Höhe ihres geistlichen Despotismus herunterzusteigen und den Grundsäzen Gregor des Siebenten zu entsagen, als zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Paul der Fünfte in Versuchung kam, sie gegen Venedig wieder hervorzurufen. Ein Vorfall, bei welchem die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit zusammenstieß, veranlaßte diesen Angrif. Die strenge und schnelle Justiz, welche eine der wichtigsten Grundlagen dieser Republik macht,

hatte

hatte nicht erst auf den Pabst gewartet, um die Verbrechen einiger Geistlichen zu bestrafen. Paul rächte den Frevel mit Bannflüchen und Interdikten, aber seine Pfeile prallten von ihrem Ziele zurück. Die Mönche und Geistlichen, vorzüglich die Jesuiten, die in jedem Lande eine Art von stehender Armee des Pabsts abgaben, wurden aus dem Venetianischen Gebiete verbannt. Indessen konnte dieser Streit, so tapfer er auch bestanden wurde, unangenehme Folgen für die Venetianer haben, da ihre Feinde Mine machten, sich hineinzumischen. Aber Heinrich der Vierte, um welchen sich die Republik bei seinen Kriegen um die französische Krone, manches Verdienst erworben hatte, nahm sich in diesem Vorfall ihrer an, und der Streit wurde durch seine Vermittelung beigelegt. Spanien hatte zwar alles versucht, um Antheil an dieser Versöhnung zu nehmen, und als Mittler zwischen den Streitenden einen Einfluß auf die Republik zu erhalten, dessen es sich ohnfehlbar zu ihrem Nachtheil bedient haben würde. Aber die Venetianer wußten diese Macht von allen ihren Unterhandlungen auszuschliessen, und so lange Heinrich lebte, mußte sie diese Beleidigung verschmerzen. Nach

Hein=

Heinrichs Tode wurde daher die nächste Gelegenheit ergriffen, um die Republik zu beunruhigen.

In den Ländern, welche das Haus Oesterreich auf dem Adriatischen Meere besitzt und die an das Venetianische Gebiet gränzen, hatte sich ein Volk niedergelassen, dessen ganzes Gewerb in der Seeräuberei bestund. Man nennte sie die **Uskoken**, und sie waren ihrem Ursprunge nach Flüchtlinge, die sich theils vor der Türkischen Tyranney, theils vor der Strenge der Venetianischen Gesetze, in diese benachbarten Gegenden gerettet hatten. Die Unterthanen der Republik wurden durch die unzähligen Gewaltthätigkeiten dieser Räuber in ihrer Ruhe gestört, und fanden bei dem Erzherzog **Ferdinand von Gräz**, dem Besitzer dieser Länder, keine Gerechtigkeit. **Ferdinand**, der nachmals Kaiser wurde, war zwar ein sehr frommer Fürst; aber seine Räthe theilten die Beute mit den **Uskoken**, und da sie dem Spanischen Hofe ergeben waren, nuzten sie die Gelegenheit, um diesen an den Venetianern zu rächen. Der Kaiser **Matthias**, bewogen durch die gerechten Klagen der Republik, vermittelte einen Vertrag zu Wien, im Monat Februar 1612.

Aber

Aber die Bedingungen wurden von dem Erzherzog so schlecht erfüllt, daß es endlich zu einem ofnen Kriege kam, der indessen nicht so entschieden glücklich ausfiel, als man in Spanien erwartet hatte. Die Venetianer, welche von den Türken nichts zu befürchten hatten, konnten die Last des Kriegs besser aushalten als der Erzherzog. Dieser wurde von dem Kaiser unablässig zum Frieden ermahnt, weil der Sultan Hungarn bedrohte; und er selbst brauchte damals beträchtliche Summen, um seine Wahl zu der Böhmischen Krone durchzusetzen, welche bald nachher vor sich gieng. Die Spanier hätten ihn gern unterstüzt; aber der Krieg, den sie von ihrer Seite mit dem Herzog von Savoyen, Karl Emanuel führten, erlaubte ihnen nicht, ihre Macht zu theilen, zumal da dieser Herzog mit der Republik in Verbindung war und seine Kräfte durch ihren mächtigen Beystand sehr zunahmen. Alle ihre Bemühungen, das gute Vernehmen dieser gefährlichen Feinde zu stören, waren vergeblich; und das Spanische Ministerium fand zu seiner grossen Erbitterung die Venetianer überall in seinem Wege. Aber Philipp der Dritte war ein schwacher Fürst, der sich von Günstlingen

regieren lies, und sein Günstling war damals der Herzog von Lerma, dem es eben so sehr an Muth zu großen Unternehmungen fehlte, als seinem König. Ihnen fiel kein Mittel ein, den Troz ihrer Feinde niederzuschlagen; endlich aber fand sich ein Mann von weniger Geduld und mehr Geist als sie, der sich vornahm, diesen Verlegenheiten ein Ende zu machen. Dies war Dom Alfonso de la Kueva, Marquis von Bedemar, ordentlicher Gesandter der Spanischen Krone bei der Republik Venedig, einer der größten und gefährlichsten Geister, welche Spanien jemals hervorgebracht hat. Man sieht aus seinen hinterlassenen Schriften, daß ihm nichts entgangen war, was in den alten und neuen Geschichtschreibern zur Vollendung eines ausserordentlichen Menschen beitragen kann. Er verglich die Begebenheiten, die er bei ihuen beschrieben fand, mit denen, die sich zu seiner Zeit ereigneten. Er spähte die Verschiedenheiten und die Aehnlichkeiten in den Vorfällen aus, und bemerkte, was jene an diesen veränderten. Sobald er die Anlage und die Stüzen einer Unternehmung kannte, fällte er sein Urtheil über ihren Ausgang. Betrog dieser seinen Scharfsinn, so

gieng

gieng er der Quelle seines Irrthums unermüdet nach. Dieses Studium hatte ihn die sichern Wege, die wahren Mittel, die entscheidenden Umstände erkennen gelehrt, welche weitumfassenden Planen einen glücklichen Erfolg versprechen können. Seine Muthmaßungen von der Zukunft galten bei dem Spanischen Staatsrath fast für Profezeiungen, so sehr hatte diese beständige Uebung von Lesen, eignem Nachdenken und Betrachtung der Welthändel seinen Blick geschärft. Mit dieser tiefen Kenntniß von dem Wesen der grossen Geschäfte verband er die seltensten Fähigkeiten damit umzugehen; einen wunderbaren Instinkt in Beurtheilung der Menschen; die Leichtigkeit mit unwiderstehlichem Reiz sowohl zu schreiben als zu sprechen; die Mine der Fröhlichkeit und der Offenheit, mehr feurig als ernsthaft, und bis zur größten Unbefangenheit von der Verstellung entfernt; ein gefälliges und freies Gemüth, das um desto undurchdringlicher war, weil jedermann es zu durchdringen glaubte; ein sanftes, überredendes, schmeichlerisches Wesen, durch welches er sich in das Geheimnis der verschlossensten Herzen einzuschleichen wußte; den ganzen Schein einer völligen Frei-

heit

heit des Geistes mitten in den heftigsten Erschütterungen.

Die Spanischen Gesandten standen damals im Besiz, an den Höfen, wohin sie geschickt wurden, die Herren zu spielen; und der Marquis von Bedemar war bereits im Jahre 1607 zu der Venetianischen Gesandtschaft erwählt worden, als zu dem schwersten der auswärtigen Posten, dem einzigen, wo man sich nicht mit Weibern, Mönchen und Günstlingen helfen konnte. Das Spanische Ministerium war so sehr mit ihm zufrieden, daß es sich nach sechs Jahren nicht entschließen konnte ihn zurükzurufen, so nöthig auch seine Gegenwart an andern Orten gewesen wäre. Dieser lange Aufenthalt sezte ihn in den Stand, alle Grundlagen dieser Regierung kennen zu lernen, ihre geheimsten Triebfedern auszuspähen, ihre Schwäche und Stärke, ihre Vorzüge und Fehler zu erforschen. Er entschloß sich etwas zu unternehmen, um einen unrühmlichen Frieden zu verhindern, zu welchem, wie es schien, der Erzherzog bald gezwungen seyn würde. Bei dem damaligen Zustand der Republik schien es ihm nicht unmöglich, sich ihrer zu bemächtigen. Die Verbindungen, die er im Staate hatte

und die Unterstützungen, auf welche er rechnen konnte, bestärkten ihn in diesem Gedanken. Die Armeen hatten den Vorrath an Waffen erschöpft, und fast alle rüstigen Bürger waren auswärts beschäftiget. Voll Vertrauen auf den glänzenden Zustand der Flotte, hatte sich der Senat nie so sicher geglaubt. Indessen war diese unüberwindliche Flotte an die Istrische Küste gebannt, wo der Schauplatz des Kriegs war. Die Landmacht stand ebenfalls nicht näher, und in Venedig selbst konnte man sich vor einem plötzlichen Einfall der Spanischen Flotte auf keine Weise schützen. Um sicher zu gehen, wollte sich der Marquis des Markusplazes und des Arsenals, als der wichtigsten Posten bemeistern. So lange aber die Stadt ruhig blieb, war die Ausführung dieses Plans unmöglich; daher beschloß er an verschiednen Theilen der Stadt zu gleicher Zeit Feuer anlegen zu lassen, und diejenigen Pläze sorgfältig auszusuchen, wo das Feuer schneller um sich greifen könnte, und deren Rettung am wichtigsten scheinen würde. Seinen Hof wollte er indessen noch nicht in das Innere dieses Entwurfs führen; denn er wußte, daß die Fürsten sich nicht gern über Unternehmungen dieser Art er-

klären,

klären, bis man nichts weiter braucht, als ihre Bestätigung, um des glücklichen Erfolgs gewis zu seyn. Eine Depesche, die er damals an den ersten Statssekretär, den Herzog von Uzeda, abgehen ließ, enthält wenig oder nichts besonderes. Es gäbe Fälle, so schrieb er ihm, wo die Natur selbst und die Staatsklugheit von den gewöhnlichen Regeln freispräche, und wo es die Pflicht eines treuen Unterthans wäre sich nach ausserordentlichen Mitteln umzusehen, um seinen Fürsten und sein Vaterland vor einem sonst unvermeidlichen Schandfleck zu verwahren. Zu einer dieser seltnen Ausnahmen schiene man ihm jezt gerade berechtigt zu seyn, da das übermüthige Betragen der Venetianer und die schimpflichen Maasregeln zur Versöhnung, die in Wien und an andern Orten befolgt worden wären, dem Oesterreichischen Hause die größte Erniedrigung drohten. Irre er sich darinn nicht, so fiele diese Sorge vorzüglich auf ihn, weil er in seinem jezigen Posten die Quellen des Uebels, auf dessen Verbesserung es ankäme, beständig vor Augen hätte, und die Mittel dazu richtiger als irgend jemand beurtheilen könnte; übrigens hofte er diese Pflicht auf eine Art zu erfüllen, die seines

Eifers für den Ruhm des Königs nicht unwürdig wäre. Der Herzog von Uzeda kannte ihn gut genug, um unter diesen Worten einen grossen, gefährlichen Sinn zu ahnden. Da aber die Vorsicht erfordert, sich in Plane dieser Art so wenig als möglich einzulassen, bis man dazu gezwungen ist, so theilte er dem ersten Minister seine Gedanken nicht mit, und antwortete dem Marquis in allgemeinen Ausdrücken, indem er seinen Eifer lobte, daß er sich wegen des übrigen auf seine gewöhnliche Klugheit verliesse. Den Marquis befremdete diese kalte Sprache nicht, denn er hatte keine andre erwartet. Seine einzige Sorge war nun die Anstalten so zu treffen, daß ihm der Spanische Hof seine Gutheissung am Ende nicht verweigern dürfte.

Keine Monarchie ist jemals so willkührlich und uneingeschränkt gewesen, als es die Herrschaft des Venetianischen Senats über die Republik ist. Bis in den geringsten Dingen wird ein unermeßlicher Abstand zwischen den Nobili's und denen die es nicht sind, beobachtet. Die Nobili's allein können die Länder verwalten, welche unter der Herrschaft der Republik stehen; und die Personen vom größten Stan-

de, die ersten Obrigkeiten in diesen Ländern betrachten sie wie Souverains, nicht wie Stadthalter. Vergiebt die Republik die ersten Stellen in ihren Armeen ja zuweilen an Fremde, so sind diese nothwendig verbunden, den Willen des Venetianischen Generalissimus zu befolgen, und es wird ihnen nichts als die Sorge für die Ausführung überlassen. Da ein Krieg immer der scheinbarste Vorwand ist, um ein Volk zu drücken, so gab der jezige wegen der Uskoken den Nobilis, die ihn führten, eine schöne Gelegenheit sich zu bereichern. Er war von einem übermässigen Aufwand; und ausser dem Gelde, das nach Piemont gieng, sah man sich in der Folge fast gezwungen eine dritte Armee in der Lombardei zu unterhalten, weil man jeden Augenblick eine Diversion zum Vortheil des Erzherzogs von Seiten des Statthalters von Mailand befürchten konnte. Die gute Sache, für welche dieser Aufwand geschah, schien die Anführer zu berechtigen, daß sie neue Auflagen erfanden; aber das Volk fand darinn keinen Grund sie geduldiger zu ertragen. Sie stiegen so hoch, daß der Marquis nicht ohne Wahrscheinlichkeit glauben durfte, der Schlag, über welchem er brütete, würde den Geringen

im Anfang eben so willkommen seyn als er den Grossen verderblich wäre. Und selbst unter diesen Grossen gab es verschiedene, die mit der Regierung unzufrieden waren: darunter gehörten vorzüglich die Anhänger des Römischen Hofs. Die meisten fanden ihren Ehrgeiz beleidigt, weil in der Streitigkeit mit diesem Hofe gegen ihre Rathschläge gehandelt worden war. Ihre Rachsucht stimmte sie alles zu thun und alles zu leiden, wenn nur die höchste Gewalt ihren damaligen Besitzern entrissen würde; und das Verderben des Staats würde ihrer Eitelkeit geschmeichelt haben, weil sie den Grund dazu in den verhaßten Maasregeln ihrer Gegner gefunden hätten. Einige andre wollten in ihrer Einfalt katholischer seyn als der Pabst selbst. Dieser hatte in dem Vertrag mit der Republik seine Forderungen sehr herabgestimmt; aber zu dieser Nachgiebigkeit sollten ihn politische Rücksichten bewogen haben, und sie befürchteten irgend einen heimlichen Vorbehalt, nach welchem der über die Repuplik gesprochene Kirchenbann in der Meinung seiner Heiligkeit noch wie vorher bestünde. Unter diesen befanden sich einige Senatoren, die von Seiten des Vermögens eben so schlecht bedacht waren,

ren, als von Seiten des Geists. Der Marquis von Bedemar wußte sie in der Folge sehr gut zu gebrauchen, nachdem er sie durch überhäufte Wohlthaten überzeugt hatte, daß man seit jenem Vorfalle nicht mehr mit gutem Gewissen Venetianer seyn könnte.

So streng es auch den Nobilis untersagt war, sich mit den Fremden in Verbindung einzulassen, so hatte er doch auch Mittel gefunden, um die Bedürftigsten und Unzufriedensten unter ihnen sehr fest an sich zu fesseln. Hatten sie irgend eine nahe Verwandtin in einem Kloster, oder standen sie mit irgend einer Buhlerinn, mit irgend einem Geistlichen in vertrautem Umgang, so erkaufte er die Bekanntschaft dieser Personen, um welchen Preis es auch seyn mochte, und überhäufte sie mit Geschenken von nicht geringem Werthe, ohngeachtet es, des Vorwands wegen, meistens nur Merkwürdigkeiten aus fremden Ländern waren. Diese Freigebigkeit, zu welcher sie keinen Anlas sahen, machte ihnen Lust, den Marquis zu noch beträchtlicheren Geschenken zu verbinden. In dieser Absicht befriedigten sie nicht nur seine Neugierde über einige Dinge, die er von ihnen zu erfahren wünschte, sondern sie

suchten sogar über andre, die sie ihm nicht so genau beantworten konnten, selbst Erkundigung einzuziehen; und da seine Erkenntlichkeit ihre Erwartung übertraf, so hatten sie keine Ruhe bis sie ihre vornehmen Gönner auch in diese Art von Handel verflochten hatten. Es ist zu glauben, daß bey diesen ihre Dürftigkeit den Ausschlag gab, und daß sie den Schmerz nicht aushalten konnten, Leute die ganz von ihnen abhiengen, reicher werden zu sehen, als sie selbst waren; zumal da sie wohl merkten, daß die ganze Verschwendung des Marquis eigentlich ihnen galt. Uebrigens war seit dieser Zeit keine Berathschlagung des Senats dem Spanischen Gesandten mehr ein Geheimnis, er wurde von allen Entschliessungen desselben unterrichtet; und die Anstalten, welche den Krieg betrafen, waren den Generalen des Erzherzogs bekannt, ehe die Generale der Republik Befehle erhalten hatten sie zu befolgen.

Außer diesen Verbindungen, wünschte der Marquis auf eine beträchtliche Anzahl von Kriegsleuten Rechnung machen zu können. In der Lombardei stand eine mächtige Spanische Armee, die seine Absichten unterstützen konnte, sobald der Stadthalter von Mayland gemeine

Sache mit ihm machte. Aber Mendoza, welcher damals diese Stelle bekleidete, stand mit dem Herzog von Savoien in zu enger Verbindung, um in einen solchen Plan einzutreten. Er hatte erst kürzlich den Vertrag zu Asti, bei welchem die Venetianer und die Franzosen Mittler gewesen waren, mit diesem Fürsten geschlossen. Der Marquis von Bedemar, dem es bekannt war, daß diese Unterhandlung in Spanien keinen Beifall finden würde, schrieb dahin, um ihn zurückberufen zu lassen. Dom Pedro Toledo, Marquis von Villafranka, Bedemars vertrautester Freund, suchte auf sein Anstiften Mendozas Treue verdächtig zu machen, und bewarb sich selbst um die Mailändische Stadthalterschaft. Gegen Ende des Jahres 1615 erhielt Dom Pedro Befehl, unverzüglich nach Mailand abzureisen, um Mendozas Stelle einzunehmen; und sobald er dort angekommen war, lies er es durch den Marquis von Lara nach Venedig melden. Diesem theilte der Gesandte seinen Entwurf mit, von dem er die scheinbarste Seite herauskehrte, und trug ihm auf zu erforschen, ob der neue Stadthalter sich würde bewegen lassen, funfzehnhundert Mann von seinen besten Truppen

zu dieser Unternehmung herzugeben? Dom Pedro war von der Größe des Gedankens entzückt, und entschloß sich, soviel dazu beizutragen, als er thun könnte, ohne sich im Fall eines unglücklichen Erfolgs, einem gewissen Verderben auszusetzen. Er sandte den Marquis von Lara zum zweitenmal nach Venedig, um seinem Freund diese Versicherung zu geben. Zugleich aber bat er ihn zu bedenken, daß er diese Truppen sorgfältig aussuchen müßte, und daß seine Unvorsichtigkeit die bravsten Soldaten in der Armee einer solchen Gefahr bloszustellen, ihm die schwerste Verantwortung zuziehen würde, wenn sie in dieser Unternehmung umkommen sollten. Uebrigens versprach er so viel Truppen zu schicken, als er entbehren könnte, und sie so zu wählen, daß er für sie stehen dürfte wie für sich selbst.

Nichts war für den Gesandten von grösserer Wichtigkeit, als jeden Ausweg zu einem Vergleich zu versperren. In dieser Absicht bewog er den Marquis von Lara, dem Senat im Namen des Stadthalters von Mayland die unvernünftigsten Friedensvorschläge zu thun. Der Senat nahm sie mit Unwillen auf, wie voraus-

auszusehen war, und weigerte sich in Unterhandlung darüber zu treten. Dom Pedro unterlies von seiner Seite nichts, um das üble Vernehmen auf's höchste zu treiben. Der Herzog von Mantua war nicht sehr geneigt, seinen rebellischen Unterthanen die Amnestie zu bewilligen, zu welcher er sich im Vertrag zu Asti verstanden hatte; er wurde aufgemuntert, nicht nachzugeben und in den Exekutionen fortzufahren, die er gegen sie angefangen hatte. Man that dem Herzog von Savoyen Vorschläge über die Erfüllung dieses Vertrags, die er, wie man wohl wußte, nicht annehmen konnte, und man vermied die Waffen nach ihm abzulegen, wie man gesollt hätte, unter dem Vorwand des Kriegs im Friaul, von welchem sich Spanien nicht mehr mit Ehren ausschliessen könnte. Die Venetianische Armee war über den Lisonzo gegangen, und belagerte Gradiska, die Hauptstadt der Erzherzoglichen Staaten. Das spanische Ministerium drohte sich jezt zu erklären, wenn man gegen diesen Fürsten zu weit gienge. Damals endigte sich das Misverständnis zwischen der spanischen und der deutschen Linie des Hauses Oesterreich, welches seit dem Streit des Sohnes und des Bruders Karl des Fünften

ten um die Nachfolge im Reiche, fortgedauert hatte. Der erste Beweis der Versöhnung war der Antheil, welchen die Spanier an diesem Kriege nahmen. Dom Pedro lies seine Truppen marschiren, und der Vicekönig von Neapel, welcher mit der Spanischen Flotte auf dem Mittelländischen Meere kreuzte, drohte den Herzog von Savoyen anzugreifen. Er versperrte allen Hülfsmitteln den Weg, welche der Republik zu Wasser zukamen, er sezte sich in Bereitschaft, alle Augenblicke auf dem Venetianischen Meerbusen zu erscheinen, und erhielt dadurch die Flotte der Republik in beständiger Furcht.

Da die Venetianischen Minister an allen Höfen über dieses gewaltthätige Betragen klagten, unternahm Bedemar es zu rechtfertigen. Er suchte zugleich auf seinen Plan vorzubereiten und die Grundfesten der Ehrfurcht zu untergraben, welche das ganze Europa seit so vielen Jahrhunderten für diese Republik empfand. Man hielt sie für den ältesten und freiesten aller Staaten. Bei dem Streit mit dem päbstlichen Hof war neuerlich in verschiedenen Schriften mehr Lärm als jemahls von dieser Freyheit gemacht worden, und diese Schriften wurden noch

für

für unwiderlegbar gehalten, ohngeachtet mehrere geschickte Männer von der Gegenparthei versucht hatten darauf zu antworten. Der Marquis ging sie von neuem durch, und widerlegte in wenigen Blättern die zahlreichen Bände der Venetianischen Schriftsteller, ohne nur einen von ihnen zu nennen. Es gibt keinen Gegenstand dieser Art, der unter der Behandlung eines guten Kopfs nicht problematisch werden könnte. So zeigte er, unter dem Vorwande die Rechte der Kaiser über Venedig zu behaupten, daß die Unabhängigkeit der Republik und ihre Herrschaft über das Meer leere Blendwerke wären. Bey seinen Absichten wünschte er nicht für den Verfasser dieser Schrift erkannt zu werden; er verfuhr daher mit ihrer Bekanntmachung so behutsam, daß man so lange er lebte ihm auch nicht den geringsten Antheil daran zutraute; und noch heutzutage trägt man Bedenken ihn als den eigentlichen Verfasser des squittinio della liberta Veneta — so hieß diese Schrift — anzusehen, ohngeachtet man zugiebt, daß er sie hatte schreiben und heraus geben lassen. Man begreift nicht leicht, wie er damahls auch von diesem Verdachte frey bleiben konnte; aber die Venetianer kannten

ihn

ihn wahrscheinlicher weise noch viel zu wenig. Sein lebhaftes und heftiges Betragen war das einzige, was sie an ihm bemerken konnten, und einem Manne von so aufbrausendem Charakter trauten sie die Kälte nicht zu, eine politische Satyre von dieser ausgesuchten Feinheit aufzusezzen. Billigkeit und Unpartheylichkeit schienen durchaus in diesem kleinen Werke zu herrschen. Selbst die eingestreuten Deklamationen gegen die ungerechten Anmasungen der Venetianer waren durch die scheinbare Mäßigung der Ausdrücke so gemildert, daß schon dieses allein den größten Eindruck machen mußte. Dieses squittinio erregte ein außerordentliches Aufsehen. Da man keine Spur von dem Verfasser hatte, fiel der Verdacht sehr natürlich auf den Römischen Hof, von welchem die vorhergegangenen Schriften ähnlichen Innhalts herrührten. Die Gelehrten im Senat glaubten, daß jedermann die Stärke der Gründe dieses Ungenannten eben so fühlen müßte wie sie; der Verlust einer Schlacht wäre ihnen weniger empfindlich gewesen. Paul Sarpi, oder wie man ihn sonst nannte, Fra-Paolo, einer der besten Schriftsteller seiner Zeit, der den Muth gehabt hatte sein Interesse als Mönch

in jenem entscheidenden Zeitpunkt dem Interesse der Republik aufzuopfern und dadurch den gedoppelten Haß des päbstlichen Hofs auf sich zu laden, erhielt Befehl, die berüchtigte Schrift zu untersuchen. Aber er erklärte, daß man diese Schrift nicht beantworten dürfte, weil dies nicht geschehen könnte, ohne über gewisse Gegenstände zu viel Licht zu verbreiten, die besser in der Nacht des Alterthums begraben lägen; wenn indessen der Senat glaubte, daß die Würde der Republik unter einem solchen Stillschweigen litte, so nähme er es auf sich, dem Römischen Hof wegen seiner eigenen Vertheidigung so viel zu thun zu geben, daß er an keinen Angriff mehr denken sollte. Dieser Rath wurde in der ersten Hitze angenommen, und Fra-Paolo hatte die Freude, sein Lieblingswerk, die Geschichte des Tridentinischen Konziliums herausgeben zu dürfen, welche ohne diese Veranlassung bey seinen Lebzeiten schwerlich erschienen wäre.

Unterdessen war der Feldzug des Jahres 1616 ohne merkliche Vortheile von beyden Seiten abgelaufen, und der Herzog von Savoyen war so wenig als die Venetianer geneigt, den erworbenen Ruhm auf einen zweyten Versuch

zu wagen. Daher erhielt der Venetianische Gesandte in Madrid, Peter Gritti, Auftrag von der Republik, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Aber die Spanier, durch den hartnäckigen Widerstand, den sie gefunden hatten, erbittert, machten so unbillige Forderungen, daß sich alles von neuem zerschlug. Gradiska blieb blokirt. Die Feindseligkeiten wurden während des Winters fortgesetzt, und im Frühjahre erschienen die Armeen im Felde, mit einem Eifer, der die glänzendsten Thaten versprach. Der Stillstand mit Holland hatte diesem Staate einen Theil seiner Truppen entbehrlich gemacht; die französischen und deutschen Abentheurer sahen sich genöthigt, ihr Glück anderswo zu versuchen, und acht tausend Holländer oder Wallonen unter der Anführung der Grafen von Nassau und Löwenstein boten der Republik ihre Dienste an. Die Spanier führten nachdrückliche Klagen bey dem Pabst, daß die Venetianer auf diese Art ganz Italien der Ansteckung der Ketzerei preisgäben; aber der Venetianische Gesandte in Rom wußte ihn zu überzeugen, daß den Spaniern der Vortheil der Religion weniger zu Herzen gienge, als das Mißvergnügen, die Kräfte von zwei

mächtigen

mächtigen Republiken gegen sich vereinigt zu sehen.

Der Marquis von Bedemar wäre in keiner geringen Verlegenheit gewesen, wenn der Pabst die Venetianer würklich genöthigt hätte diese Kezzer abzudanken. Da Soldaten, die einem fremden Staate dienen, gewöhnlich nur auf ihren Vortheil sehen, so hofte er die Anführer dieser gedungenen Truppen durch eine Summe Gelds und durch die Aussicht der reichen Beute, in seine Absichten zu verwickeln. Um dieses Geschäft einzuleiten, warf er seine Augen auf einen gewissen Nicolaus Renault, einen hellen und unternehmenden Kopf, der aus Ursachen, die man nie erfahren hat, nach Venedig geflüchtet war. Der Marquis hatte ihn seit langer Zeit bey dem französischen Ambassadeur gesehen, in dessen Hause er sich aufhielt. In einigen Unterredungen, die der Zufall veranlaßte, erkannte Renault die großen Eigenschaften an ihm, welche das Gerücht ihm beilegte, und der Marquis, dem ein solcher Freund in dem Hause des französischen Gesandten sehr willkommen war, schloß eine enge Verbindung mit Renault. So arm dieser war, so galt ihm doch Tugend mehr als Reichthum,

aber zugleich Ruhm mehr als Tugend. Fehlte es ihm an unschuldigen Mitteln berühmt zu werden, so war kein Verbrechen zu gros, das er nicht um diesen Preis gewagt hätte. Aus den Schriften der Alten hatte er die seltne Gleichgültigkeit für Leben und Tod geschöpft, welche alle ausserordentliche Unternehmungen begleiten muß. Oft wünschte er jene glänzenden Zeiten zurück, da noch das Verdienst der Einzelnen das Schicksal der Staaten entschied, und wo es Männern von Werth nie an Mitteln und Gelegenheit fehlte, sich zu zeigen. Bedemar, welcher das Innerste seiner Seele kannte, und einen Menschen wie diesen brauchte, dem er ohne Gefahr die Führung des Unternehmens ganz anvertrauen könnte, theilte ihm seinen Entwurf mit, und gestand ihm, daß er bey dem ersten Gedanken, den er davon gehabt, sogleich auf ihn gerechnet hätte. Er wußte, daß nichts Renaults Ehrgeiz mehr schmeicheln mußte als diese Versicherung. Sein hohes Alter machte ihn von einer Verbindung dieser Art nicht abgeneigt. Je weniger Jahre er noch zu leben hatte, desto weniger sezte er jezt auf's Spiel. Er glaubte, die traurige Frist, die ihm der Tod vergönnte, nicht besser anwenden

zu können, als wenn er seinen Namen noch unsterblich zu machen suchte. Der Marquis gab ihm die nöthigen Wechsel und Kreditive, um mit den Holländern zu negoziren. Uebrigens sollte nach der Instruktion, die Renault von ihm erhielt, der eigentliche Zweck der Unterhandlung den Holländischen Truppen selbst noch verschwiegen bleiben; sie sollte blos unter dem Vorwande angesponnen werden, daß der Spanische Ambassadeur bei der gegenseitigen Erbitterung zwischen der Republik und dem Oesterreichischen Hause, für seine eigne Sicherheit in Venedig fürchten mußte, wenn er nicht auf eine gewisse Anzahl von treuen und entschlossnen Freunden rechnen könnte, die bereit wären ihn vor der Wuth des Pöbels zu schüzen, sobald es zu einem Ausbruch käme. Dieser Vorwand war der feinste nicht, aber bei Dingen dieser Art ist der durchsichtigste Schleier schon von grossem Nutzen: es kömmt wenig darauf an, ob man erkennt, daß ein Geheimnis dahinter ist, wenn das Geheimnis selbst nur unbekannt bleibt. Auf diese Weise hofte er sich der Auswahl von der Landarmee der Venetianer zu versichern; und alsdann blieb der Ueberrest so schwach, daß Dom Pedro sie mit

leichter Mühe zurückschlagen konnte, wenn sie bei'm Ausbruch der Verschwörung Mine machten, der Stadt beizuspringen. Weit furchtbarer war dagegen die Seemacht. Sie stand so zu sagen im verjährten Besiz des Siegs, und konnte sich weit leichter und schneller aufmachen, um Venedig zu retten. Sie bestand größtentheils aus gebohrnen Unterthanen der Republik, deren eignes Interesse es war, den Ruin ihres Vaterlandes aus allen Kräften zu verhindern. Die Hofnung, daß die Spanische Flotte sie schlagen würde, war zu unsicher; und es wäre unvorsichtig gewesen, den Erfolg eines Unternehmens, das schon gewagt genug war, dem ungewissen Glück eines Treffens zu überlassen. Also mußte ein Mittel erfunden werden diese Flotte außer Stand zu setzen, daß sie die Stadt beschüzte. Der Gesandte, welcher in dem Seewesen nicht so erfahren war als der Vizekönig von Neapel, der die spanische Flotte kommandirte, glaubte ihn hierüber um Rath fragen zu müssen. Dieser Vizekönig, welchem Bedemar eine der ersten Rollen in seinem Trauerspiele zudachte, war der Herzog von Ossuna, ein eben so unternehmender Kopf als Dom Pedro und der

Marquis

Marquis von Bedemar. Durch die Aehnlichkeit des Karakters war zwischen diesen drei Staatsmännern eine sehr enge Verbindung entstanden. Dom Pedro und der Herzog von Ossuna waren nicht die größten Politiker, der Herzog insbesondre hatte zuweilen Launen, welche alle Gränzen der Vernunft überschritten; aber die Bereitwilligkeit, mit welcher sie sich beide in Bedemars höhern Geist fügten, ersezte ziemlich was ihnen an Geschicklichkeit fehlte.

Der reiche Ertrag der Seeräuberei, wenn sie unter mächtigem Schuz getrieben wird, hatte alle berühmte Korsaren vom mittelländischen Meere an den Hof des Vizekönigs von Neapel gelockt. Dieser beschüzte sie nicht sowohl wegen des Antheils, der ihm von ihrer Beute zukam, denn er war eher verschwenderisch als geizig, sondern um beständig eine gewisse Anzahl von Leuten um sich zu haben, die Kühnheit genug hatten, alles zu wagen und ihm in den ausserordentlichen Unternehmungen beizustehen, mit denen er immer schwanger gieng. Nicht zufrieden sie blos aufzunehmen, wenn sie sich anboten, suchte er diejenigen sogar selbst auf, die sich durch ungewöhnliche Verdienste

auszeichneten, und machte ihnen so große Vortheile, daß er sie ohnfehlbar an sich zog. So hatte er es mit einem gewissen Hauptmann Jacques Pierre aus der Normandie gemacht, der in diesem Fache so vortreflich war, daß alle seine Mitbürger sichs zum grösten Ruhm anrechneten von ihm gelernt zu haben. Die Denkungsart dieses Mannes war von der Wildheit seines Elements und seines Stands unangestekt geblieben. Kaum hatte er genug erworben, um mit einem gewissen Anstande leben zu können, so entschloß er sich der Seeräuberei zu entsagen, ohngeachtet er noch in seinen besten Jahren war. Er wählte die Staaten des Herzogs von Savoien zu seinem Zufluchtsort. Dieser Fürst, der alle ausserordentliche Talente liebte, und sie um so besser zu schätzen wußte, je freigebiger die Natur gegen ihn selbst gewesen war, erlaubte dem Hauptmann Pierre, den er für einen der tapfersten Männer seiner Zeit kannte, sich in Nizza niederzulassen. Jeder Seemann, der diese Küste besuchte, wessen Standes er auch seyn mochte, bezeigte ihm seine Achtung. Seine Rathschläge galten wie Orakel; er war der Schiedsrichter aller ihrer Streitigkeiten, und sie konnten

einen Mann nicht genug bewundern, der die Grösse gehabt hatte, einen Stand aufzugeben, in welchem er so glänzte und von dem es so schwer ist sich loszureissen. Unter seinen Anbetern war ein gewisser Vinzenz Robert von Marseille, der bei einer Landung in Sizilien von dem Herzog von Ossuna so wohl aufgenommen wurde, daß er bei ihm Dienste nahm. Der Herzog wußte, daß Robert mit dem Kapitän genau bekannt war, und im vertrauten Gespräch beklagte er sich gegen ihn, daß Pierre bei der Wahl eines Wohnplatzes, die Staaten des Herzogs von Savoyen seinem Gouvernement vorgezogen hatte. Er begleitete diese Aeusserung mit ausserordentlichen Versicherungen, wie hoch er den Muth des Kapitäns und seine Erfahrung im Seewesen schäzte, und schlos mit der Erklärung: daß er nichts unterlassen würde, was in seiner Macht stünde, um einen Mann von diesen Verdiensten an seinen Hof zu ziehen. Robert nahm diese Unterhandlung sehr gern auf sich, und sie wurde durch so vortheilhafte Anerbietungen von dem Vizekönig unterstüzt, daß der Kapitän nicht widerstehen konnte und sich mit Weib und Kindern nach Sizilien wandte. So

lange er das Meer nicht aus den Augen verlor, war auch seine Leidenschaft nicht ganz erstickt. Der Vizekönig hatte so schöne Galionen bauen lassen; einige sehr reiche Türkische Karavanen waren mit so schwacher Bedeckung im Anzug, daß er der Versuchung unterlag. Auch hatte er keinen Grund diesen Rückfall zu bereuen. Seine Beute war unermeßlich, und der Herzog von Ossuna, mit dem er seit dieser Zeit als Bruder lebte, überlies ihm den besten Theil davon. Nur mußte er versprechen, dem Herzog nach Neapel zu folgen, wohin er beordert war, und von da eine Reise nach Provence zu machen, um alles was er auf dieser Küste von braven Seeleuten kannte, in seine Dienste zu locken. Der Kapitän brachte eine Anzahl zusammen, die hinreichte, um fünf grosse Schiffe auszurüsten, welche dem Vizekönig eigenthümlich zugehörten, und über die er eine unumschränkte Herrschaft bekam. Mit dieser kleinen Flotte plünderte er ungestraft die Levantischen Küsten, und beschloß seinen ersten Feldzug durch ein grosses Treffen, worinnen er ein ansehnliches Geschwader türkischer Galeeren theils gefangen nahm, theils in Grund bohrte.

Damals aber geschah es, daß der Marquis von Bedemar dem Herzog von Ossuna seinen Plan mittheilte und ihn wegen jener Schwierigkeiten um Rath fragte. Der Herzog strebte nach der Herrschaft über die angränzenden Meere, und konnte daher nichts eifriger wünschen als den Untergang einer Macht, die ihm allein die Ueberlegenheit streitig machte, und bei welcher er kein so leichtes Spiel hatte als bei den Türken. Er besprach sich darüber mit dem Kapitän, und legte ihm die Schwierigkeiten der Ausführung vor. Dieser fand sie nicht unüberwindlich, es vergiengen mehrere Tage unter geheimen Berathschlagungen, und plözlich sah man den Kapitän Neapel verlassen, auf eine Art, welche die äusserste Eilfertigkeit und den größten Schrecken verrieth. Ossuna stellte überall Leute an, die Befehl hatten ihn lebendig oder todt zurückzubringen; alle Wege wurden ihm versperrt, bis auf den einzigen, den er würklich genommen hatte. Seine Frau und Kinder wurden gefangen gesetzt, und dem Scheine nach mit der größten Grausamkeit behandelt. Sein ganzes Vermögen wurde eingezogen,

 und

und der Zorn des Herzogs brach mit einer solchen Heftigkeit aus, daß ganz Neapel darüber erstaunte, so gut man auch seit langer Zeit seinen ungestümen Karakter kannte. Da aber der Hauptmann ein eben so unruhiger Kopf schien als der Vizekönig, so konnte man dieses Blendwerk leicht für Ernst halten, und jedermann war überzeugt, daß der Flüchtling etwas gegen Spanien oder gegen die geheimen Absichten des Herzogs vorgehabt hätte. Pierre nahm seine Zuflucht zum zweitenmal nach Savoien. Der Herzog von Savoien führte ofnen Krieg mit den Spaniern, und er war für den grosmüthigsten Fürsten der Welt bekannt. Er hatte zwar einige Empfindlichkeit gezeigt, als der Kapitän seine Staaten verlies, um nach Sizilien zu ziehen; demohngeachtet scheute sich der Betrüger nicht, bei ihm gerade Schuz zu suchen. Er machte ihn für's erste mit verschiednen erdichteten Anschlägen des Vizekönigs gegen die Republik Venedig bekannt, deren blosser Gedanke schon Schaudern erregte, die aber mit dem wahren nichts gemein hatten. In diese, gab er vor, hätte er nicht geglaubt sich mit Ehren einlassen zu können; er hätte daher

einige Maasregeln genommen, um sich nebst seiner Familie und seinem Vermögen aus Neapel zu retten; sein Vorhaben wäre aber dem Herzog bekannt worden, und er hätte sich genöthigt gesehen, um seiner Wuth auszuweichen, in diesem traurigen Aufzug zu entfliehen, und das Theuerste was er auf der Welt hätte, in den Händen des grausamsten unter allen Menschen zu verlassen. Diese schreckliche Erzählung rührte den Herzog, und er nahm den listigsten Heuchler mit ofnen Armen auf. Er hielt das Interesse der Republik so sehr für sein eignes, daß er es auf sich nahm, ihn für den Dienst, den er der gemeinen Sache erwies, zu belohnen, wenn es die Venetianer selbst nicht thäten. Ausserdem lies er ihm den Wunsch blicken, daß er selbst den Senat von den Anschlägen des Vizekönigs unterrichten möchte; er ermahnte ihn, seinen Unfall muthig zu ertragen, half ihm mit allem Nöthigen aus, und schickte ihn, reichlich beschenkt, mit eigenhändig geschriebnen Kreditiven nach Venedig. Die Venetianer zeigten sich eben so mitleidig als der Herzog. Die Flucht, die Verzweiflung, der Ruf des Hauptmanns; die Hofnung, daß er die tapfern Seeleute, mit denen er im Namen

des

des Vizekönigs Unterhandlung gepflogen hatte, nun für sie würde anwerben können; vorzüglich aber die Anschläge des Vizekönigs, die er verrieth und so wahrscheinlich zu machen wußte als nöthig war: alles dieses sprach so mächtig für ihn, daß man ihm sogleich das Kommando eines Schifs anvertraute. Zwar stellte Contarini, Ambassadeur der Republik am päbstlichen Hofe, dem Senat in seinen Briefen vor, daß man diesem Menschen, der unmittelbar von dem Vizekönig käme, nicht so blindlings trauen könnte. Aber die Furcht brachte auch diesmal ihre gewöhnliche Wirkung hervor: sie machte die Venetianer leichtgläubig, und die kluge Warnung wurde verschmäht. Uebrigens suchte der Kapitän ungesäumt Gelegenheit sich von seiner glänzenden Seite zu zeigen, um allem Argwohn vorzubauen. Als kurze Zeit darauf die Flotte in die See gestochen hatte, verschafte er sich Aufträge zu Verfolgung der Uskoken, und erhielt so beträchtliche Vortheile über sie, daß man nach seiner Zurückkunft nicht anstund, ihm noch eilf Schiffe anzuvertrauen.

Er gab dem Herzog von Ossuna Nachricht von diesem glücklichen Erfolg ihrer List,

und

und beschlos seine Depeche mit folgenden Worten: „Wenn diese Pantalons von Venedig fort„fahren sich so leicht bethören zu lassen, so wag' „ich es, Ew. Excellenz zu versichern, daß ich „hier zu Lande meine Zeit gut anwenden werde." Er schrieb zu gleicher Zeit an alle seine Cameraden, die er in Neapel verlassen hatte, und suchte sie zu bereden, daß sie Dienste bey der Republik nähmen. Es wurde ihm nicht schwer sie nach Venedig zu locken. Der Vizekönig behandelte sie seit der Flucht ihres Freunds so übel, als er sie vorher gut behandelt hatte, und gab bey allen Gelegenheiten sein scheinbares Mistrauen gegen sie zu erkennen. Er beklagte sich laut und heftig über den Schutz, welchen die Republik seinem Feinde bewilliget hatte. Um sich zu rächen, nahm er alle Uskoken in seine Dienste, die von den Venetianern aus ihren Winkeln vertrieben worden waren. Sie wiederholten jetzt ihre alten Ausfälle; sie fiengen ein großes Schiff auf, das von Korfu nach Venedig segelte, und boten die Beute, die sie daraus zogen, mit lauter Bewilligung des Herzogs öffentlich feil. Er verletzte die Freiheit der Häfen, übte über geringfügige Gegenstände sehr wichtige Repressalien aus, widerstand hartnäckig

näckig allen Befehlen, welche aus Spanien an ihn ergiengen, die erbeuteten Güter wieder heraus zu geben, und setzte ein Manifest auf, worin er die Gründe zu diesem Ungehorsam bekannt machte. Er schickte eine große Flotte aus, die auf dem Adriatischen Meere kreuzte, und ließ die Prisen, die sie über die Venetianer machte, im Triumph nach Neapel bringen. Er verdarb ihren ganzen Handel, auf Kosten der Neapolitaner selbst; und als einige von den ersten Kaufleuten im Königreich sich darüber beklagten, drohte er sie aufhängen zu lassen. Da noch zwischen Spanien und der Republik der Krieg nicht erklärt war, konnten sich die Venetianer von ihrem Erstaunen über dieses unregelmäßige Betragen nicht erholen. Die meisten schoben die ganze Schuld auf den bekannten Charakter des Herzogs von Ossuna; aber die klügsten wußten, wie nützlich diese Art von Tollköpfen sind, wenn man sie zur rechten Zeit gebraucht, und sie glaubten, daß die Spanier sich hinter den Launen des Herzogs versteckten, um durch ihn alle Schritte zu thun, die sie selbst öffentlich weder unterstützen noch gut heißen durften. Seine gewöhnlichsten Reden waren, daß er die Häfen von Istrien,

welche der Republik gehörten, überfallen, ihre Inseln ausplündern, und wo möglich in Venedig selbst einen Einfall thun würde. Er besprach sich mit seinen Hofleuten über diese Plane. Er ließ die Gegenden durch geschickte Künstler aufnehmen; baute Kähne, Brigantinen, und andre kleine Fahrzeuge, die für jede Art von Kanälen taugten; machte unermüdet Versuche, wie viel Gewicht jedes Maas von Tiefe des Wassers auf verschiedne Breiten tragen konnte; und erfand täglich neue Maschinen, um die Schwere zu vermindern und die Bewegung zu erleichtern. Spinelli, der Venetianische Resident in Neapel, stattete dem Senat getreuen Bericht von allem diesem ab. Der Marquis von Bedemar war in der größten Verlegenheit, und er fieng an zu bereuen, daß er sich mit einem so unvorsichtigen Menschen in Verbindung eingelassen hatte. Aber der Erfolg täuschte seine Besorgnisse. Der Vizekönig war mit diesen Dingen so laut, daß die Venetianer bloß darüber lachten. Die Vernünftigsten selbst hörten auf zu glauben, daß hinter so offenbaren Tollheiten etwas ernstliches verborgen seyn könnte. Der Herzog sezte seine Anstalten fort, so lange er wollte, ohne bey jemanden Verdacht

zu erregen, und seine Unbedachtsamkeit, welche das Unternehmen zu verderben drohte, brachte die Sachen weiter als Bedemars ganze Behutsamkeit. Um aber den Venetianern keine Zeit zu reiferer Ueberlegung zu lassen, beschlos Bedemar doch zur Ausführung zu eilen. Außerdem drängte ihn die Sorge für seine eigene Sicherheit, denn er sah jetzt sein Leben täglich ausgesetzt. Ein falsches Gerücht von einem Sieg über die Spanier, das durch einen äusserst unbedeutenden Umstand veranlaßt worden war, hatte schon einmahl den Uebermuth des Venetianischen Pöbels so gereizt, daß der Senat dem Gesandten Wache zuschicken mußte, um ihn und sein ganzes Haus von der größten Gefahr zu retten.

Zu eben der Zeit bekam er aber Nachrichten aus dem Lager vor Gradiska, die ihn über diesen Unfall trösteten. Die Umstände waren so günstig gewesen, daß Renault Hofnung gab, in sehr kurzer Zeit mit den Soldaten fertig zu werden. Er nahm auf Befehl des Marquis seinen Rückweg über Mailand. Hier überhäufte ihn Dom Petro mit Liebkosungen, der gewöhnlichen Lockspeise, womit

die

die Großen die Vernunft ihrer Schlachtopfer bestürmen, bis sie sich für ein fremdes Interesse blindlings in's Verderben stürzen. Dom Pedro kam mit ihm überein, daß man noch eine Stadt auf dem festen Lande der Republik brauchte, deren man sich zu gleicher Zeit mit Venedig bemächtigen müßte, weil ein solcher Ort die andern im Zügel halten, der spanischen Armee zum Waffenplatz dienen, und die Venetianische abwehren würde. Renault besuchte die vornehmsten, und blieb einige Zeit in Krema stehen, um da mit Hülfe eines französischen Lieutnants, der Berard hies, eines Italienischen Hauptmanns und eines Fähndrichs aus Provence, die Dom Pedro schon bestochen hatte, ein Komplot anzuspinnen. Diese drey erboten sich fünfhundert Spanier in der Stadt zu verstecken, ohne daß der Venetianische Kommendant Verdacht schöpfen sollte, und sich acht Tage darauf des Orts zu bemächtigen. Aus den Untersuchungen, die Renault auf dem Platze anstellte, schloß er, daß es mit dieser Anzahl von Leuten kaum fehlschlagen könnte. Es kam blos darauf an, eine elende Garnison niederzuwerfen, die aus der Landmiliz gezogen war, weil alle regelmäßige Truppen der Re-

publik in den festen Plätzen vom Friaul oder bey der Armee standen.

Der Herzog von Ossuna hatte außerdem auch den Marquis überzeugt, daß sie einen Venetianischen Ort auf dem Meerbusen in ihrer Gewalt haben müßten, um den Uskoken und dem Erzherzog beystehen zu können, und eine Zuflucht für die Spanische Flotte bereit zu haben, wenn sie zufälligerweise auf diesem Meere einer bedürfen sollte. Zu diesem Behufe wurde Murano erwählt, ein fester Platz auf einer Insel, die an Istrien gränzt, mit einem Hafen, wo eine ganze Flotte aufgenommen werden kann. Ein Italienischer Offizier, Mazza genannt, stand seit vierzig Jahren an diesem Orte, und hatte fast so viel Ansehen darinn als der Gouverneur. Von diesem erhielt ein Abgesandter des Herzogs von Ossuna, vermittelst einer beträchtlichen Summe und der Zusage des Gouvernements, das Versprechen, daß er auf den ersten Befehl, den Gouverneur ermorden und sich im Namen der Spanier der Stadt bemächtigen würde. Nichts war leichter auszuführen als dieser Plan. Der Gouverneur, Lorenz Tiepolo, lebte mit ihm auf

dem vertrautesten Fus; und da ihm das Amt eines Proveditore, das er ausserdem bekleidete, in Kriegszeiten auf den Gränzen viel Beschäftigung gab, verlies er sich ganz auf Mazza, den er als seinen ältesten und geschicktesten Offizier kannte, über alles was das Innere des Plazes betraf. Jezt endlich glaubte Bedemar, die lezte Hand an sein Werk legen zu müssen. Zwar konnte er, wenn er länger wartete, noch weit mehr Maasregeln treffen; aber er wußte, daß für Geschäfte dieser Art nichts tödtlicher ist als sie in die Länge zu ziehen. Die verschiednen Mittel, welche den glücklichen Erfolg bewürken sollen, finden sich nie zu Einer und derselben Zeit im Stande gebraucht zu werden. Während daß man die einen rüstet, verändert sich die Gestalt der andern; und wenn man einmal glücklich genug ist, um eine hinlängliche Anzahl beisammen zu haben, so ist es ein unwiderbringliches Versehen, diesen entscheidenden, kostbaren Zeitpunkt ungenüzt vorüber zu lassen.

Für die Ehre der spanischen Krone war es von äußerster Wichtigkeit, daß man ihren Repräsentanten seines Antheils an dieser Unternehmung nicht überweisen könnte, wenn sie fehl-

schlüge. Daher beschlos er, sich keinem von den Verschwornen zu entdecken, ausser Renault und dem Hauptmann. Selbst diese beiden kannten sich gegenseitig nicht; sie kamen nie zu ihm als wenn er sie bestellte, und er hatte immer die Vorsicht gebraucht, ihnen verschiedne Stunden anzuweisen, damit sie einander nicht begegneten. Wenn sie entdeckt werden sollten, so war es weit vortheilhafter für ihn, daß sie nie in Verbindung zusammen gestanden hatten. Aus diesem Grunde hätte er gern fortgefahren, sie jeden für sich handeln zu lassen, ohne sie mit einander bekannt zu machen. Aber bei reiferer Ueberlegung fand er die Sache unmöglich, und er verzweifelte an der ganzen Unternehmung, wenn er nicht zwischen diesen beiden ein enges Bündnis stiftete. Er entschlos sich also, diesen Schritt zu überstehen, so schwer er ihm auch ankam. Beide verbanden zwar Muth und Klugheit; aber Renault sezte seinen Ehrgeiz darinn, alle Anstalten so zu treffen, daß die Ausführung leicht und der Erfolg unvermeidlich wäre; der Kapitän hingegen, dessen Alter ihn dieser Kälte bei weitem noch nicht fähig machte, brüstete sich mit grossen Talenten zu einer schweren Ausführung, und mit einer

seltenen Entschlossenheit in verzweifelten Fällen. Der Marquis erzählte ihm von den verschiednen Unterhandlungen Renaults, von seiner Erfahrung, die in jedem Vorfalle mit Auswegen helfen könnte, von seiner Beredsamkeit und seiner Geschicklichkeit neue Partheigänger anzuwerben, von seinen Fähigkeiten zu allen Geschäften, die schriftlich behandelt werden müßten, deren es so viele gäbe, weil man beständig neue Erkundigungen über den Zustand der Flotten, der Provinzen, der Armeen einzuziehen hätte. Er hätte geglaubt, so fuhr er fort, daß ein Mensch wie dieser, dem Kapitän vieles erleichtern würde; es wäre ein alter Mann, voll Erfahrung, und dem es nicht an Muth oder Standhaftigkeit fehlte; aber sein Alter, und sein Karakter, der ihn mehr für das Kabinet als für den Krieg bestimmt hätte, machten ihn unfähig, den Ruhm der Ausführung mit dem Kapitän zu theilen. Dem andern machte er den Kapitän nur als den Vertrauten des Herzogs von Ossuna bekannt, dem man also, blos in dieser Rücksicht, nicht wohl etwas verschweigen dürfte. Er beschwor ihn, sich nach den Eigenthümlichkeiten des Korsaren zu fügen, so weit es zu ihrem Zwecke nöthig wä-

re, und ihm die Nachgiebigkeit zu zeigen, die dem aufgeblasenen Stolz eines solchen Abentheurers schmeicheln könnte. Nachdem Bedemar sich so viel Mühe gegeben hatte, um den Grund zu einem guten Vernehmen zwischen diesen beiden Menschen zu legen, war seine Verwunderung ausserordentlich, als sie das erstemal daß sie in seinem Hause zusammen kamen, plözlich auf einander zugiengen und sich mit der größten Zärtlichkeit umarmten. Der stärkste Geist kann über eine Erscheinung, die ihn in ungewöhnliches Erstaunen sezt, ein falsches Urtheil fällen. Bedemars erster Gedanke war, sich verrathen zu glauben. Er konnte nicht begreifen, warum diese zwei Männer ihm verborgen hatten, daß sie sich kannten; aber das Geheimnis klärte sich bald auf. Er erfuhr, daß sie sich in dem Hause einer berüchtigten Griechin gesehen hatten. Dieses Weib war durch ihre Verdienste sehr über ihren Stand erhoben; und ein grosser Beweis davon war dieser Vorfall. Beide hatten das Versprechen von ihr gefordert, ihre Namen nicht zu verrathen, und sie hatte es beiden gehalten. Ihre Verschwiegenheit war um so mehr zu bewundern, da sie wußte, daß Pierre und Renault

eine

eine ungemeine Achtung für einander gefaßt hatten. Diese Erklärung brachte den Marquis völlig von seinem Erstaunen zurük; und er überlies sich nun ganz der Freude, eine Verbindung, die er so sehr wünschte, schon fest gegründet zu finden. Sie gestanden in der Folge der Unterredung, daß sie jeder für sich auf die Gedanken gekommen wären einander zu der grossen Unternehmung zu bereden. Sie waren beide von ihrem Plane zu voll gewesen, um in den Gesprächen, die sie zusammen bei der Griechin gehabt hatten, nicht zuweilen auf Gegenstände dieser Art gefallen zu seyn. Zwar hatte sich keiner dem andern verrathen, und wenigstens war es beider Absicht nicht gewesen; aber sie erkannten freiwillig vor dem Marquis, daß sie einigemal in der Hitze des Gesprächs zu weit gegangen wären, und einander mehr von ihrem Geheimniß zu erkennen gegeben hätten als ihr Wille gewesen wäre. Bedemar ermahnte sie, diese Erfahrung zu benuzen und in Zukunft vorsichtiger zu seyn; denn um eine Sache von dieser Wichtigkeit geheim zu halten, wäre es nicht genug, daß man nichts sagte oder thäte, was Beziehung darauf hätte, man müßte sogar selbst vergessen, daß man sie wüßte.

An diesem Tage brachte Renault dem Gesandten die erwünschtesten Nachrichten von der Stimmung der holländischen Truppen. Seit den Friedensgerüchten, welche gegen Ende des Monats Julius wieder angefangen hatten, waren die Venetianischen Befehlshaber übermüthiger gegen sie geworden, und ihre Ungeduld war durch den Tod des Grafen von Nassau, dessen Ansehen sie vorher noch zurükhielt, in eben dem Maaße gestiegen. Sie hielten sich vor Gradiska sehr schlecht, und ihre vorsezliche Trägheit im Dienste lies den General der Republik einen Aufruhr befürchten. Um diesem vorzubeugen, vertheilte er sie in verschiedne, weit aus einander gelegne Posten; aber eben dieses Zeichen von Mistrauen brachte sie vollends auf, und da sie sich endlich geradezu weigerten, die Befehle des Senats zu erfüllen, lies der General einige von den Unruhigsten hinrichten. Aber verabschieden durfte er sie noch nicht, weil die Republik außer Stande war sie zu bezahlen; er begnügte sich also ihre Anführer nach Padua zu verbannen, und den Rest der Truppen in verschiednen Pläzen von der Lombardei zu zerstreuen. Der Lieutenant des Grafen von

Nassau,

Nassau, einer der vornehmsten, mit denen sich Renault in Unterhandlung eingelassen hatte, war nach Brescia verwiesen, und erbot sich, diese Stadt in Dom Pedros Hände zu liefern. Renault bat den Marquis sich über diesen besondern Punkt zu bestimmen, da dieser Lieutenant auf eine entscheidende Antwort bestünde. Aber der Marquis verwarf diesen Anschlag, theils weil es besser wäre, von dieser Seite alles ruhig zu lassen, bis man sich Venedigs bemächtigt hätte, theils weil man auch alsdann an Krema genug hätte, und durch ein zweites Komplot blos die Kräfte theilen würde. Er wünschte zwar, daß man, um diese günstige Stimmung zu unterhalten, die Ausführung unter verschiednen Vorwänden blos aufschieben möchte; sobald man sich aber durch diese Schonung der Gefahr eines vorzeitigen Ausbruchs blos stellte, sollte man lieber den Gedanken ganz fahren lassen. Renault hatte, ausser diesem Lieutenant, noch mit drei Französischen Edelleuten negozirt, Namens Dürand aus dem Regiment Löwenstein, Brainville und Bribe, mit einem Savoiarden Tarnon, der sich ehemals bei der Eskalade von Genf befunden hatte, einem Holländer Theodor, einem

Italiänischen Ingenieur Ravellido, und zwei andern Italiänern, die ehemals beim Arsenal angestellt gewesen waren, Ludwig von Villa Mezzana, und Wilhelm Retrosi. Er gestand, daß er es für nöthig gefunden hätte, sich diesen neun Männern ohne Rückhalt zu entdecken; zugleich aber erbot er sich, mit seinem Kopfe für ihre Treue zu haften. Zum Beweise ihres Eifers führte er an, daß sie während seines Aufenthalts im Lager, schon mehr als zweihundert Offiziere für seine Absichten angeworben hätten, von denen aber keiner näher unterrichtet wäre. Auf seine lezte Anfrage, wie viel Truppen sie ihm würden zuführen können, hatte er die Antwort erhalten, daß zweitausend Mann wenigstens von den Löwensteinischen und zweitausend dreihundert von den Nassauischen Truppen bereit stünden in Spanische Dienste zu treten; und da er sehr ernstlich darauf gedrungen hatte, daß die Offiziere ihm die Anzahl genau und ohne Uebertreibung bestimmen möchten, erboten sie sich alle mit ihren eignen Personen Bürgschaft für ihr Wort zu stellen. Diese Truppen waren schon lange mit der Hofnung eines Feldzugs unterhalten worden, zu welchem man sie führen

wollte,

wollte, sobald sie von den Venetianern verabschiedet wären, und wo sie die reichlichste Schadloshaltung für ihr erlittenes Elend finden sollten. Auch war nicht zu befürchten, daß eine nähere Bekanntschaft mit der eigentlichen Beschaffenheit des Unternehmens sie zurükstossen würde, denn die gehäuften Mishandlungen des Senats hatten sie so erbittert, daß sie die Gelegenheit, sich zu rächen, mit Freude ergreifen mußten. Ausserdem fiel es auch nicht schwer, zu mehrerer Sicherheit, diese Erklärung so lange zurückzuhalten, bis kein Zweifel an dem glücklichen Erfolge mehr übrig wäre; und alsdann blieb das Ziel, Venedig zu plündern und sich durch einen so schnellen als sichern Weg auf Zeitlebens zu bereichern, eine unwiderstehliche Versuchung für ihren Geiz.

Diese Aussichten waren hell und befriedigend genug; aber schon bei dem ersten, rohen Gedanken von dieser Verschwörung hatte Bedemar beschlossen, sie aufzuschieben, bis er weit mehr Mittel beisammen hätte, als nöthig wäre, um ihren Erfolg zu sichern, und bis diese Mittel so unabhängig und so abgesondert von einander wären, daß, im Falle auch eins

davon

davon fehlte, man sich der andern noch immer mit gleichem Glücke bedienen könnte. So gewis er also auch auf Dom Pedros Versprechen und auf Renaults Unterhandlungen mit den holländischen Chefs rechnen konnte, so hatte er doch Maasregeln ergriffen, um auch von dem Herzog von Ossuna Truppen zu erhalten. Er hatte sich um jedes dieses drei Mittel mit eben so viel Eifer beworben und sich eben so sehr dessen zu versichern gesucht, als wenn er die beiden andern für höchst ungewis gehalten, und sie alle drey zu drey verschiednen Unternehmungen bestimmt hätte. Jezt kam es darauf an, die Zeit genau zu erfahren, wo Ossuna mit den verlangten Truppen vor Venedig würde erscheinen können. Weil aber des Herzogs Entschlüsse zu wankend waren, um bei einer so wichtigen Sache sich blindlings auf sein Wort zu verlassen, mußte man jemanden zu ihm schicken, der auf dem Platze selbst beurtheilen könnte, ob er im Stande seyn würde, sein Versprechen zu halten. Pierre's Abwesenheit hätten die Venetianer zu sehr bemerkt; Renault war hier unentbehrlich; daher warfen sie die Augen auf einen der Französischen Edelleute, mit welchem

sich Renault im Friaul verbunden hatte. Wie er aber im Begrif war abzureisen, bekam Bribe, den man dazu erwählt hatte, Befehl von der Republik Truppen anzuwerben, und man hielt es für besser, ihn dieses Geschäft besorgen zu lassen. An seiner Stelle schickte man einen Kriegskameraden des Hauptmann Pierre, Lorenz Nolot aus Franchecomté, am ersten Tage des Jahres 1618, nach Neapel ab.

Bedemar hielt es jezt für nöthig, sich gegen das Spanische Ministerium zu erklären. Um allen Einwendungen zuvorzukommen, sezte er seinen Plan mit der größten Umständlichlichkeit auf. Und weil er die Langsamkeit der Berathschlagungen seines Hofs kannte, legte er eine besondre Depesche an den Herzog von Lerma bei, worin er mit dem größten Ernst auf eine schnelle und entscheidende Antwort drang; die Gefahr worinn er wäre, gäbe ihm das Recht, so entscheidend zu sprechen; und wenn man seinen Kurier länger als acht Tage aufhielte, so würde er diese Verzögerung als einen Befehl ansehen, alles fahren zu lassen. Die Antwort folgte in der gesezten Zeit, aber so bestimmt war sie nicht als er verlangt hatte.

Wenn

Wenn er die Ausführung seines Unternehmens nicht ohne Nachtheil länger aufschieben könnte, schrieb man ihm, so wäre man weit entfernt, ihm die Hände binden zu wollen; man wünschte aber sehr, falls es dazu noch Zeit wäre, daß er vorher dem Hofe eine ausführliche und treue Beschreibung von dem Zustande der Republik mittheilen möchte. Der Gesandte war auf diesen Stof vorbereitet, und er wurde in kurzer Zeit mit einem Aufsaz fertig, den die Spanier das Meisterstück ihrer Politik genannt haben. Die Absicht, in welcher er geschrieben ist, wird von dem Verfasser mit keinem Wort erwähnt; wer aber darum weis, findet kein Wort darinn, das nicht auf diese Absicht Beziehung hätte. Den Anfang macht eine bescheidne Klage über die Schwierigkeit dieser Arbeit, da die Regierung, die er darstellen soll, von jeher auf das undurchdringlichste Geheimnis gehalten hat. Er breitet sich alsdenn über eben diese Regierung in Lobeserhebungen aus, die aber mehr dem ersten Alter der Republik gelten, als ihrem jezigen Zustand. Dies führt ihn auf eine eben so traurige als erhabne Betrachtung über das beweinenswürdige Loos der Menschheit, daß

gerade

gerade die schönsten Meisterstücke des menschlichen Geistes dem Verderben am meisten ausgesetzt sind. In den weisesten Gesetzen dieses Staats lag der erste Keim seines jezigen Verfalls. Die gänzliche Ausschliessung des Volks von den Staatsgeschäften, war die Veranlassung zu der Tirannei des Adels. Die Verordnung, welche den geistlichen Stand der Ahndung der höchsten Obrigkeit unterwirft, diente dem Volke zum Vorwand seines übermüthigen Betragens gegen den römischen Hof. Als Beweis führt **Bedemar** die Frevel an, welche die Holländer ungestraft im Friaul begangen hatten. Er übertreibt mit Fleis diese Schilderung; zugleich aber verwundert er sich, wie die Völker ohne den Zügel der Religion, die schändlichen Bedrückungen ihrer Beherscher noch dulden können. Diese geht er alle besonders durch, und ohne im geringsten von der Wahrheit abzuweichen, weis er sie in das gehässigste Licht zu stellen. Mit der Ehre, dem Leben, dem Vermögen des Volks, können die Grossen nach Willkühr umspringen; in einer Nation, deren Hang zum Geiz, zur Rachsucht, und zur Wollust so heftig ist, muß bei einer solchen Verfassung die Herrschaft der Mächtigen natürlicher Weise hart

und

und ungerecht seyn. Endlich untersucht Bedemar den Zustand des Senats, der Provinzen und der Armeen. Den Senat findet er in Partheien zertheilt. Er will nicht verhehlen, daß er selbst eine grosse Anzahl unzufriedner Nobilis kennt. In den Provinzen erblickt er nichts als Zerrüttung und Elend; die einen sind durch den Krieg der Uskoken verwüstet, die andern haben sich erschöpft, um jenen beizustehen. Die Besatzungen in der Lombardei werden so schlecht gehalten, daß auf jede kaum drei Offiziere zu rechnen sind, die ihren Sold empfangen; und die Republik würde dort schon um ihre ganze Macht gekommen seyn, wenn es nur einem unternehmenden Kopf eingefallen wäre, darnach zu greifen. Eben dieselbe Schwäche bemerkt er bei den Armeen. Die Landvölker sind durch die verschiednen Empörungen, deren Umstände er mit der größten Treue erzählt, und durch die Zerstreuung der Aufrührer so erschöpft worden, daß der ganze Ueberrest aus einer zusammengeraften, elenden Miliz besteht, der es an Muth, an Erfahrung, an Zucht fehlt. Die Flotte, schließt er, wäre seit einiger Zeit eine Freistatt für die schändlichsten Seeräuber vom mittelländischen

Meere

Meere geworden; diese Menschen verdienten nicht, daß man sie Soldaten nennte, und die Republik könnte nur so lange auf sie rechnen, als sie noch nicht mächtig genug wären, um ihre Waffen gegen sie selbst zu kehren. Nachdem er diese Dinge mit einer ausnehmenden Schönheit und Stärke des Ausdrucks dargestellt hat, sucht er aus denselben die richtigen Resultate über das künftige Schicksal und die Dauer dieser Republik zu ziehen. Er beweist, daß sie sich jezt in dem lezten, schwachen und hinfälligen Zeitpunkt ihres Alters befindet. Ihre Krankheiten, sagt er, sind von einer solchen Art, daß sie ohne eine uneingeschränkte Umwerfung ihrer ganzen Form, keine heilsame Krisis, kein Mittel zur Besserung mehr erwarten darf.

Jezt erhielt Bedemar von dem Spanischen Staatsrath die Erlaubniß zu handeln wie er wollte. Aber Nolot kam nicht zurück, und darüber stockten alle Anstalten. Der Marquis war untröstlich, daß er sich in einer so wichtigen Sache den Launen des Herzogs von Ossuna preis gegeben hatte, da er doch seinen Karakter kennen sollte. Bey den damaligen Umständen konnte dieser Aufschub von den

schlimmsten Folgeu seyn. Nachdem die Spanier Vercelli erobert hatten, wurde Gradiska von den Venetianern sehr in die Enge getrieben; und der Spanische Hof fand kein andres Mittel diese Stadt zu retten, als durch Erneuerung der Friedensvorschläge. Es wurde mit Einwilligung beider Theile in Madrid eine Urkunde aufgesezt, welche die vorzüglichsten Artikel des Friedens enthielt; aber dte beständigen Unordnungen des Herzogs vcn Ossuna zwangen die Venetianer die Vollmacht ihres Gesandten zurückzunehmen, und den Siz der Unterhandlungen nach Frankreich zu verlegen, wo der Tod des Marschalls von Ankre mehr Begünstigung hoffen lies. Der Friede wurde den sechsten September zu Paris geschlossen, und der Statthalter von Mailand besprach sich kurze Zeit darauf in Pavia mit dem Grafen von Bethûne, um die Vollstreckung des Vertrags in Betreff des Herzogs von Savoien zu bestimmen. Zugleich aber fuhr eben dieser Statthalter fort die Venetianer zu beunruhigen, und er nahm ihnen sogar einige kleine Oerter in der Lombardei. Sie beklagten sich darüber sehr heftig, und rüsteten sich mit gedoppelten Eifer zum Kriege, bis der Marquis von Bedemar

dem

dem versammelten Senat seinen Glückwunsch über den Frieden abstattete und die Vollstreckung der Bedingungen versprach. Diesen Schritt that er nicht sowohl auf Befehl seines Hofs, als weil er die schlimmen Eindrücke tilgen wollte, welche der Senat aus dem Vergangenen gegen ihn gefaßt hatte. In dieser Absicht lies er die größte Freundschaft und Freude blicken, als er diese Pflicht der Etikette erfüllte, und es gelang ihm, die Venetianer, die zu sehr wünschten was er ihnen versprach, so zu verblenden, daß sie mit ihm über einen Waffenstillstand einig wurden. Dieser Stillstand war ein entscheidender Streich für die Spanier und ein Meisterstück von Bedemar. Gradiska konnte sich kaum vierzehn Tage mehr halten, und in zwei Monaten sollten erst die Feindseligkeiten aufhören, weil man gerade so viel Zeit brauchte, um von allen Seiten die Ratificationen auszuliefern und sich zur Erfüllung der Verträge vorzubereiten. Durch den Stillstand wurde verhindert, daß sich Gradiska binnen dieser Zeit ergab, und die Spanier, welche diese Ursache nicht mehr hatten auf die Vollstreckung des Friedens zu dringen, blieben in völliger Freiheit, die Sachen so sehr in die Länge zu

ziehen, als für ihre Absichten taugte. Der Herzog von Ossuna wurde zwar durch die wiederholten Befehle seines Hofs und durch die dringenden Vorstellungen des Pabsts gezwungen, sich zur Zurückgabe der Schiffe zu verstehen, die er den Venetianern genommen hatte. Aber von den Waaren wollte er nichts hören, weil er nicht wüßte wo sie hingekommen wären. Unterdessen wurden sie in Neapel selbst vor den Augen des Venetianischen Residenten verkauft, und Ossuna lies von neuem eine ansehnliche Flotte auf dem Adriatischen Meere kreutzen. Der Senat wollte sich gegen den Marquis von Bedemar über diese Gewaltthätigkeiten beklagen; aber Bedemar beklagte sich selbst noch weit heftiger darüber. Er erklärte, daß er nicht für die Handlungen des Herzogs von Ossuna zu stehen gesonnen wäre, und daß der König selbst nicht dafür stünde. Unter so vielen Freundschaftsbezeugungen und undern Annehmlichkeiten, die er seit seinem ganzen Aufenthalt in Venedig genösse, hätte er nur den einzigen Verdruß gehabt zu erfahren, daß man das Betragen des Vizekönigs seinen Rathschlägen zuschriebe; er hätte nie den mindesten Antheil daran genommen, und wenn man den Herzog von

Ossuna

Ossuna kennte, würde man leicht zu überzeugen seyn, daß er keinem Führer folgte als seiner unbändigen Laune. Von seinen Gesinnungen könnte man übrigens aus dem friedfertigen Betragen des Statthalters von Mailand urtheilen, dessen Urheber er sich zu nennen stolz wäre. Dieser Statthalter blieb auch würklich dem Stillstand getreu; aber er legte darum die Waffen doch nicht ab, und damit man dies weniger sonderbar fände, suchte er sich von neuem mit dem Herzog von Savoyen zu entzweien. Die verabschiedeten Truppen dieses Fürsten waren in dem Pays de Vaux stehen geblieben, um dort auf die gänzliche Erfüllung der Verträge zu warten; mit diesem Vorwand entschuldigte sich Dom Pedro gegen den Grafen von Bethüne, daß er die Waffen nicht ablegte, wie er in Pavia versprochen hatte. Er bewog überdies den Herzog von Mantua, die Erfüllung seiner Versprechungen ebenfalls unter verschiednen Vorwänden aufzuschieben. Der Graf von Bethüne lies eine öffentliche Protestation gegen sie drucken, auf welche Bedemar mit den scheinbarsten Gründen antwortete, die er vorzufinden wußte.

Aus allen diesem wird man leicht schließen, wie viel darauf ankam, mit der Ausführung des grossen Plans zu eilen, da man nur mit der größten Mühe die Angelegenheiten in diesem Mittelzustand erhielt. Unterdessen wurde Nolot noch immer von dem Vizekönig nicht zurückgeschickt. Der Gesandte war in Verzweiflung, und er befahl diesem Menschen, die Ursache eines so unzeitigen Aufschubs zu entdecken, um welchen Preis es auch seyn möchte. Nun erfuhr man endlich woran es lag. Nachdem der Hauptmann Pierre Dienste bei der Republik erhalten hatte, schickte Ossuna, der durch verschiedne Wege von dem Venetianischen Staat Kundschaft zu haben wünschte, einen Italiäner, Namens Alexander Spinoza, als Spion nach Venedig. Dieser Mensch, der nicht bekannt war, wurde bald angestellt, so wie alle Abentheurer, die in dieser Absicht nach Venedig kamen. Er merkte wohl, daß der Herzog über irgend einer wichtigen Unternehmung brütete, aber es fiel ihm nicht ein, daß Pierr's Anwesenheit in Venedig eine der ersten Triebfedern dieses Anschlags seyn könnte. Indessen war er schon auf den Verdacht gekommen, daß dieser Korsar nicht so übel mit dem Herzog

stünde als man sich's einbildete. Spinoza hatte sich gegen den Vizekönig erboten, den Kapitän zu ermorden, und Ossuna hatte diesen Vorschlag abgelehnt, unter dem Vorwande, daß er nicht sicher genug wäre. Spinoza kannte ihn zu gut, und hatte zu viel Scharfsinn, um dieser Mässigung zu trauen; Ossuna war der Mensch nicht, der ohne stärkere Bewegungsgründe, um der Gefahr willen oder aus Gewissenhaftigkeit anstund, seine Rache zu befriedigen. Indessen gab er ihm Auftrag, den Handlungen des Korsaren aufzulauren, entweder um ihn von der wahren Spur zu entfernen, oder vielleicht weil er zu der Art Menschen gehörte, die niemanden ihr gänzliches Vertrauen schenken. Wenn das war, so mußte er eine solche Gelegenheit sehr gern benutzen, zu untersuchen: ob Spinoza's und des Kapitäns Nachrichten zusammen übereinstimmten. In dieser Absicht suchte Spinoza den Umgang einiger Franzosen, die er in Neapel gekannt hatte, und die in Venedig den Kapitän sehr oft besuchten. Diese Leute, welche Verschworne waren, statteten dem Kapitän getreuen Bericht ab von Spinozas Nachforschungen über ihn, und sie entdeckten sogar, daß dieser Spion auf seiner

Seite Komplot zu machen suchte und sich bemühte, einige kühne Abentheurer, für den Herzog von Ossuna anzuwerben. Pierre war über das Mistrauen dieses Herzogs mehr unwillig als erstaunt; er überlegte blos, daß Spinozas besondre Kabalen ihre Parthei theilen und schwächen würden, und daß es auf der andern Seite zu unsicher wäre, sich gegen einen Menschen zu entdecken, der ihm als Spion nachgeschickt war. Bedemar und Renault waren derselben Meinung, und sie urtheilten alle, daß sie in der größten Gefahr wären, so lange dieser Italiäner nicht hinweggeräumt würde. Aber die Rolle, die er spielte, zwang ihn beständig auf seiner Hut zu seyn, und es war zu befürchten, daß er sein Leben theuer verkaufen würde, wenn man Meuchelmörder gegen ihn dingen wollte. Pierre mußte sich endlich entschliessen, ihn als einen Spion des Herzogs von Ossuna bei dem Rathe der Zehn anzugeben. Die Franzosen, mit denen er Umgang gehabt hatte, richteten ihre Aussage so glaublich und so umständlich ein, daß er an demselben Tag insgeheim angehalten und erwürgt wurde. Alles, was er gegen den Korsaren vorbringen konnte, machte keinen Eindruck auf

seine

seine Richter, weil jener sein Ankläger war, und überdem fehlte es ihm gänzlich an Beweisen. Diese Sache trug viel dazu bei das Vertrauen zu vermehren, das man in Venedig auf den Kapitän sezte; dem ohngeachtet war sie dem Marquis von Bedemar sehr empfindlich, weil die Venetianer dadurch gewarnt werden konnten, auf die Fremden, die sie in ihren Diensten hatten, besser Achtung zu geben. Wie Nolot in Neapel ankam, hatte Ossuna eben Spinozas Tod erfahren, dessen Urheber er sogleich errieth. Er empfand es sehr übel, daß ihm Bedemar nichts davon schrieb, und in diesem stürmischen Zustand wußte er selbst nicht, wozu er sich entschließen sollte. Unterdessen hatten sich die Löwensteinischen Truppen von neuem empört, und waren zu Anfang des Monats Februar auf Befehl des Senats in das Lazareth zwey Meilen von Venedig gebracht worden. Bedemar befürchtete einen Vergleich zwischen ihnen und der Republik, der sie gezwungen hätte sogleich abzureisen; aber er brachte es durch ihre Anführer dahin, daß sie sich mit der Summe, die man ihnen anfangs anbot, nicht begnügten. Die Verschwornen schickten einen expressen Kurier an Nolot ab, um

dem Vizekönig durch ihn vorstellen zu lassen: daß diesen ganzen Monat beinahe fünf tausend Mann ihnen ganz zu Gebot stehen würden. Nolot that von seiner Seite was er konnte; aber der Herzog, der seinen Zorn noch nicht verdaut hatte, hielt ihn so lange hin, daß nach sechs Wochen von vergeblichem Harren, die Anführer dieser Truppen sich mit der Republik verglichen. Sie mußten befürchten, daß ihre Soldaten, die in der größten Bedrängnis waren, sich ohne sie vergleichen würden, und die Verschwornen, die es nicht mehr verhindern konnten, gaben selbst ihre Einwilligung dazu. Zehn Tage darauf kam Nolot von Neapel zurück, und brachte die endliche Antwort des Herzogs von Ossuna. Sie war wie man sie wünschte, aber er hatte sie an einen Kameraden des Hauptmanns, Robert Brûlard, überschrieben. Bedemar und Pierre dachten zu ernstlich darauf, aus der Verlegenheit zu kommen, um diesen Schimpf nur zu bemerken. Er schrieb, daß er bereit stünde, sobald man wollte, eine hinlängliche Anzahl von Kähnen, Brigantinen und andern kleinen Fahrzeugen abzuschicken, die für die Häfen und Kanäle von Venedig paßten, und auf welchen bis sechs tau-

send

send Mann Platz finden könnten wenn man sie brauchte. Nolot hatte die Truppen und die Fahrzeuge selbst gesehen und er bezeugte, daß sie in völliger Bereitschaft wären. Der Kapitän lies die Häfen und Kanäle sondiren, die auf ihrem Wege lagen, ehe sie vor dem Markusplatze landen konnten. Er hatte durch seinen Dienst eine Menge von Seeleuten unter sich, die ohne Aufsehen zu erregen sich überall zeigen konnten, und durch deren Hülfe er die genauesten Ausmessungen erhielt. Nun blieb nichts mehr übrig, als die Abreise der Löwensteinischen Truppen zu verhindern. Das Geld wurde dabey nicht gespart, und die Strenge der Jahrszeit diente zum Vorwand ihres Zögerns. Der größte Theil blieb noch im Lazareth, und was bei Nolots Ankunft schon eingeschift war, lies sich ebenfalls in kleinen Entfernungen von der Stadt aufhalten.

Die Geschäfte häuften sich jezt zu sehr, um von Renault und dem Kapitän allein versehen zu werden. Sie glaubten daher achtzehn Männer wenigstens aussuchen zu müssen, auf deren Herzhaftigkeit und Verstand sie sich ganz verlassen könnten. Ausser den neun Offizieren, die

die Renault im Friaul gewonnen hatte, fanden sich unter den Freunden des Kapitäns, die er von Neapel hatte kommen lassen, neun andre, die eben so gut zu gebrauchen waren. Dies waren erstlich fünf Schifskapitäne, Vinzenz Robert von Marseille, Lorenz Nolot, Robert Brülard, von denen schon die Rede gewesen ist, ein andrer Brülard Namens Lorenz, und Anton Jaffier aus Provence; ferner zwei Brüder aus Lothringen Karl und Johann Boleau, ein Italiäner Johann Rizzardo, alle dr i vortrefliche Feuerkünstler, und ein Franzose, Langlade, der für den geschicktesten Feuerwerker in der Welt gehalten wurde. Er war so berühmt, daß er gleich bei seiner Ankunft die Erlaubnis bekam im Arsenal zu arbeiten. Durch ihn erhielten seine drei Kameraden ebenfalls freien Zutritt, so wie auch Villa = Mezzana und Retrosi, die ehemals da angestellt gewesen waren. Diese sechs sezten zusammen einen so genauen Riß von dem Arsenal auf, daß die andern, die es nie gesehen hatten, nach demselben eben so sicher davon urtheilen konnten als sie selbst. Zwei Offiziere von dem Arsenal selbst, die vom Kapitän bestochen waren, halfen ihnen in dieser Arbeit.

Sie hatten ihm unzufrieden mit ihrem Dienste geschienen, ganz für seine Absichten geschickt, unverzagt genug, um denselben beizutreten, wenn sie ihren Nutzen dabei fänden, und rechtschaffen genug, um ihrem Worte treu zu bleiben. Der Erfolg bestätigte sein Urtheil. Er würzte die Schmeicheleien, die er ihnen bei jeder Gelegenheit vorsagte, mit einer so beträchtlichen Menge Spanischer Pistolen, die er auszutheilen hatte, daß sie sich verbindlich machten, ihm in allem was er verlangen würde blindlings zu folgen. Langlade und sie wohnten im Arsenal. Renault hatte drei von seinen Freunden, Bribe, Brainville und Lorenz Brülard, zu sich in des Französischen Gesandten Haus genommen. Die drei Feuerkünstler wohnten bei dem Marquis von Bedemar, der ihnen mit dem Pulver, den andern Materialien und den nöthigen Instrumenten aushalf, übrigens aber keine Gemeinschaft mit ihnen hatte. Sie hatten schon mehr Petarden und Feuerwerke gemacht als nöthig war, und der Pallast des Gesandten war so voll davon, daß es unmöglich war irgend jemanden außer ihnen da einzuquartieren. Der Kapitän blieb in seiner gewöhnlichen Wohnung, aber allein, um keinen

nen Verdacht zu erregen, im Fall er beobachtet würde. Die andern hatte er in dem Hause der Griechinn verborgen, wo er Renaults Bekanntschaft gemacht hatte. Ihre Achtung für dieses Weib war seit dieser Zeit noch höher gestiegen. Sie war in einer griechischen Insel vom Archipelagus geboren, und von so vornehmen Stande als man es in einem Lande seyn kann, das unter Venetianischer Bothmäßigkeit steht, wo die Venetianer keinen Adel gelten lassen als den ihrigen. Der Nobile, der im Namen der Republik diese Insel verwaltete, hatte sie durch prächtige Hofnungen verführt, und als ihr Vater ihn an sein Wort erinnern wollte, lies er ihn ermorden. Die Tochter reiste nach Venedig, um den Mörder dort gerichtlich zu verfolgen, aber ihre Reise war vergeblich. Nachdem sie das wenige Vermögen das sie besas, dort zugesezt hatte, sah sie sich endlich genöthigt, zu ihrer Schönheit ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Elend zu enden, dessen erste Ursache eben diese Schönheit war. Aber in ihrer Seele brannte ein unversöhnlicher Haß gegen die Menschen, die sie gezwungen hatten, ein so schimpfliches Gewerb zu ergreifen. Sie erfuhr mit Entzücken die Plane ihrer beiden

Freunde,

Freunde, und sie scheute keine Gefahr, um sie zu begünstigen. Sie miethete eines der größten Häuser in Venedig, und unter dem Vorwande einiger Einrichtungen, die noch darinn zu machen wären, lies sie nur einen Theil ihrer Geräthschaften hintragen, um ihre erste Wohnung, die nicht sehr entfernt war, noch behalten zu können. In diesen beiden Häusern wohnten beinahe sechs Monate lang eilf von den ersten Verschwornen. Da sie von allen fremden und einheimischen Standespersonen besucht wurde, und dieser grosse Zufluß ihre Freunde in Gefahr brachte entdeckt zu werden, stellte sie sich unbäßlich, um sich aller Ueberlästigen zu entledigen. Wenn man weis, mit welcher Höflichkeit man in Italien die Frauenzimmer dieses Standes behandelt, so wird man leicht begreifen, daß ihr Haus durch dieses Mittel für jeden, der nichts darinn zu suchen hatte, unzugänglich wurde. Die Verschwornen giengen nur des Nachts heraus, und die Versammlungen wurden am Tage gehalten. In diesen legten Renault und der Kapitän den übrigen Verschwornen vor was sie mit dem Marquis von Bedemar abgeredet hatten, um ihre Meinungen darüber zu hören und über die Mittel

zur Ausführung mit ihnen zu berathschlagen. Wenn sie zu dem Marquis gehen mußten, gebrauchten sie die höchste Behutsamkeit, weil damals in Venedig die Häuser der Gesandten, und vorzüglich das seinige, auf das schärfste beobachtet wurden. Sie hatten schon längst zusammen ausgemacht, daß man vor dem Ausbruch tausend Soldaten in Venedig haben müßte; da es aber gefährlich schien sie alle bewafnet in die Stadt kommen zu lassen, hatte sich Bedemar mit Waffen für mehr als fünf hundert Mann versehen. Dies hatte er leicht insgeheim thun können, weil die Gondeln der Gesandten nie durchsucht werden, woher sie auch kommen mögen; und es fehlte nur noch eine Gelegenheit, um diese tausend Mann in die Stadt zu schaffen, ohne daß sie bemerkt würden.

Der Doge Donato starb, und an seine Stelle wurde Anton Priuli ernannt, der damals von der Republick Auftrag hatte, im Friaul für die Vollstreckung der Verträge zu sorgen. Der General von der Flotte bekam Befehl, ihn mit der ganzen Seemacht abzuholen. Der Kanzler und die Staatssecretaire sollten ihm sehr weit entgegen kommen, mit der herzoglichen Mützze. Zwölf von den vornehmsten

sten Senatoren sollten ihnen folgen, jeder allein auf einer bewafneten, und prächtig gezierten Brigantine, mit einem großen Gefolge. Der Senat selbst sollte sich auf dem Buzentauren sehr weit in's Meer begeben, um ihn zu empfangen, und an der Spitze dieses Zugs zurück in die Stadt zu bringen. Da die erwählten Dogen sehr selten von Venedig abwesend sind, zog diese Feyerlichkeit eine außerordentliche Menge von Neugierigen an. Bedemar, der sie voraus sah, sobald er von Priulis Wahl unterrichtet war, schickte zum zweytenmale Nolot nach Neapel, mit dem Befehl, die Brigantinen des Herzogs von Ossuna vor seinen Augen und mit der möglichsten Schnelligkeit absegeln zu lassen. Um jeden Aufschub zu verhindern, gab er dem Kapitän Auftrag, den Plan der Ausführung so genau als zur Zeit möglich war zu beschreiben und dem Herzog zu schicken, vorzüglich aber ihm ausführliche Rechenschaft zu geben von allem was während Nolots erster Reise in Venedig vergegangen war. Der Kapitän that noch mehr, er suchte den Stolz des Vizekönigs auf jede Weise zu schonen, und um ihm zu beweisen, daß man keinen Grund zu haben glaubte sich über ihn zu beklagen, schob

er in seiner Depeche die ganze Schuld der ersten Verzögerung auf irgend einen Fehler, den Nolot begangen haben müßte.

Nolot reiste am siebenten April ab; unterdessen ließ Renault alle Offiziere von den bestochenen Truppen nach Venedig kommen, um sich in der Stadt umzusehen und ihre Posten kennen zu lernen, damit sie sich in der Nacht des Ausbruchs nicht verirrten. Vor ihrer Ankunft hoben sie unter den Holländischen Truppen tausend Mann aus, die jeden Tag zum Abmarsch bereit stehen sollten; und damit diese tausend Mann weniger vermißt würden, gebrauchten sie die Vorsicht, aus jedem Orte vom festen Lande, wo sie zerstreut waren, eine völlig gleiche Anzahl zu nehmen. Um alle diese Menschen unterzubringen, miethete jeder dieser Offiziere allein eine so große Anzahl von Quartieren, als geschehen konnte, ohne Argwohn zu erregen. Den Hauswirthen sagte man, daß sie für Fremde wären, die der Feyerlichkeit wegen nach Venedig kämen. Die Offiziere selbst wohnten alle bey Freudenmädchen, wo sie für ihr Geld weit sicherer waren, als an irgend einem andern Orte.

Nun

Nun war nichts übrig, als den nähern Plan der Verschwörung vollends zu bestimmen. Bedemar, Renault und Pierre sezten zusammen folgendes fest. Gleich bei'm Einbruch der Nacht sollen diejenigen von den tausend Soldaten, die unbewafnet hereingekommen sind, ihre Waffen in des Gesandten Haus abholen. Fünfhundert werden sich auf den Markusplaz zum Kapitän begeben; die größere Hälfte von den übrigen fünfhundert wird sich in der Gegend des Arsenals mit Renault verbinden; und die andern werden sich aller Kähne, Gondeln und andrer Fahrzeuge bemächtigen, die sie an der Brükke von Rialto finden, um damit in möglichster Eile ohngefähr tausend andre Soldaten von den Löwensteinischen Truppen abzuholen, die noch im Lazareth sind. Auf dieser Farth wird man sich so ruhig verhalten als möglich, weil es besser ist, die Erklärung der feindseligen Absichten bis zur Ankunft dieser Truppen zu versparen. Sollte man aber durch irgend einen vorzeitigen Ausbruch gezwungen werden sich eher zu entdecken, so wird der Kapitän sich auf dem Markusplazze verschanzen, Renault, wie nachher folgen wird, das Arsenal einnehmen, und alsdann wird man den Brigantinen des

Herzogs von Ossuna, die vor Venedig in Bereitschaft stehen müssen, mit zwey Kanonenschüssen das Signal geben sich zu nähern, damit die Spanier, die sie bringen, den Mangel der Truppen aus dem Lazareth vor der Hand ersetzen. Braucht man sich nicht zu entdekken, so wird der Kapitän, wenn diese Wallonen an dem Markusplatze ausgestiegen sind, fünfhundert von ihnen zu seinen andern fünfhundert nehmen, und Dürand zu ihrem Anführer setzen. Diese tausend Mann wird man auf dem Platze in Schlachtordnung stellen. Alsdann wird der Kapitän mit zweihundert, die er ausheben wird, sich des herzoglichen Pallasts und vorzüglich der dortigen Gewehrkammer bemächtigen, um im Nothfall den seinigen auszuhelfen und sie den Feinden zu versperren. Hundert andre unter Bribes Anführung, werden sich der Zecca bemeistern, und wieder hundert mit Brainville, der Prokuratie. Sie werden von einigen Menschen begünstigt werden, die sich am Tage in den Thurm eingeschlichen haben. Die lezteren hundert müssen in diesem Thurme Wache stehen, so lange der Tumult dauert, damit nicht Sturm geläutet werde. Der Eingang aller Strassen, die auf den Mar-

kusplaz führen, wird mit andern Wachen besezt werden, und man wird an allen diesen Eingängen Geschüz pflanzen, das gegen die Strassen gekehrt seyn muß. Das Geschüz wird man, bis aus dem Arsenal welches kommen kann, auf der Fuste vom Rathe der Zehn nehmen, weil dieses Schif in der Nähe und leicht zu übermannen ist. An allen diesen Orten, die man einnehmen und wo man Wache stellen wird, muß man alles was in den Weg kömmt, ohne Ausnahme niederwerfen. Dürand aber muß mit dem Reste der Truppen, in der Mitte des Platzes beständig in Schlachtordnung bleiben, was auch um ihn herum vorgehen mag. Uebrigens wird man alles dieses mit so wenig Geräusch als möglich ausführen. Alsdann wird man anfangen sich zu erklären, indem man das Thor vom Arsenal mit Petarden bestürmt. Auf diesen Lärm werden die acht Verschwornen, die den Riß desselben entworfen haben und innerhalb des Thores sind, mit Feuerwerken, die nebst den Petarden zu diesem Behufe in des Gesandten Haus zubereitet worden, an den vier Ecken zünden, und die obersten Offiziere ermorden. Dies wird in der Verwirrung nicht schwer seyn, zumal da die Offiziere keinen Ver-

dacht auf sie haben. Sie werden sich hernach zu Renault schlagen, wenn er hereingebrochen ist, und zusammen alles vollends niederwerfen. Die Soldaten werden so viel Geschüz als nöthig ist an die verschiednen Oerter hingeleiten, wo man es wird brauchen können; wie zum Beispiel das Niederlagshaus der Deutschen, die Salzmagazine, der Thurm von der Prokuratie, die Brücke von Rialto, und andere erhabene Posten, aus denen man im Fall eines Widerstands die Stadt einschiessen könnte. Während daß Renault das Arsenal bestürmt, wird der Kapitän das Gefängnis von Sankt Markus erbrechen, und die Gefangnen mit Gewehr ausrüsten. Die vornehmsten Senatoren müssen ermordet werden. Angestellte Leute werden einige vierzig Winkel von der Stadt anstecken, die so weit aus einander seyn müssen als möglich, damit die Verwirrung grösser werde. Unterdessen werden die Spanier des Herzogs von Ossuna, auf das Signal, das man ihnen geben wird, sobald das Arsenal eingenommen ist, ebenfalls an dem Markusplatze landen, und sich sogleich in den verschiednen Quartieren der Stadt zerstreuen, wie St. George, das Judenquartier und andre, unter der Anführung

der

der neun andern Häupter der Verschwörung. Man wird nichts rufen als Freiheit, und wenn diese Dinge alle in's Werk gestellt sind, soll man plündern können; aber den Fremden darf bei Lebensstrafe nichts gethan und nichts genommen werden, und umgebracht darf alsdann auch niemand mehr werden, außer wer Widerstand thut.

In Neapel war alles in so gutem Stande, daß die sechstausend Mann gleich den Tag nach Nolots Ankunft, unter der Anführung eines Engländers Haillot eingeschift wurden. Um weniger Verdacht zu erregen, lies der Herzog von Ossuna seine grossen Schiffe einen weitläuftigen Umweg machen, bis sie an ihre Posten gelangten; die Brigantinen aber und Haillot schickte er den kürzesten Weg. Am zweiten Tage ihrer Fahrt begegnete diese kleine Flotte einigen Korsaren aus der Barbarei, von denen sie angegriffen wurde. Da sie aber zu keinem grossen Kampfe ausgerüstet war, wurde sie von dem Geschütz der Barbaren sehr beschädigt. Sie war blos dazu bestimmt gewesen, die Truppen an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, und die Menge Menschen, die

sich in Neapel darauf eingeschift hatten, lies nicht genug Raum zu einer ordentlichen Vertheidigung, dagegen waren die Brigantinen der Korsaren weit leichter und besser bewafnet. Indessen thaten die Spanischen Soldaten, welche lauter ausgesuchte Leute waren, so tapfern Widerstand, daß dieser Angrif den Korsaren vielleicht übel bekommen wäre, wenn sie nicht ein heftiger Sturm in der größten Hitze des Gefechts aus einander getrieben und beide Theile hin und wieder verschlagen hätte. Aber die kleine Flotte fand sich hierdurch so beschädigt, daß sie sich in einiger Zeit nicht wieder auf die See wagen konnte. Dieser Unfall sezte den Marquis von Bedemar ausser Stand die Feierlichkeit zu stören, und er erschien dabei mit der größten Pracht. Er machte dem neuen Doge seinen Glückwunsch, und betheuerte vor dem ganzen Senat, daß er eine besondre Freude über seine Erhöhung hätte, weil er hofte, daß der Thron die günstigen Gesinnungen nicht ändern würde, die er schon im Friaul wegen Vollendung des Friedens gezeigt hätte.

Sobald diese Audienz vorbei war, lies er den Kapitän und Renault zu sich kommen.

Beim ersten Eintritt fragte er sie, ob sie glaubten alles aufgeben zu müssen. Ihre Antwort war: daß der Unfall der Flotte weder sie noch ihre Kameraden im mindesten erschüttert hätte, und daß sie alle willens wären, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, und unterdessen alle nöthige Maasregel zu treffen, um die Sachen in dem jezigen Zustand zu erhalten. Bedemar hatte diese Frage mit Zittern an sie gethan; jezt umarmte er sie voll Entzücken. Mit einer Heiterkeit und Entschlossenheit, welche den schwächsten Seelen Muth und Kühnheit eingeflößt hätte, sagte er ihnen, daß widerwärtige Zufälle von dieser Art, die in gewöhnlichen Angelegenheiten die Menschen aus der Fassung brächten, bei ausserordentlichen Unternehmungen natürlich und unbedeutend wären; durch sie allein könnte man die Stärke des Geistes probiren, und alsdenn erst dürfte man sich den Muth zutrauen, einen grossen Gedanken auszuführen, wenn man ihn schon einmal umgestossen gesehen hätte, ohne beunruhigt oder erschüttert zu werden. Der Ausbruch der Verschwörung wurde endlich auf den Himmelfahrtstag verschoben, der nicht weit mehr entfernt war. Man wählte diesen Tag, weil kein andres Fest in Vene-

dig mit so vieler Pracht gefeiert wird. Bis dahin beschloß Bedemar mit seinen beiden Vertrauten, die Truppen an den Oertern, wo sie standen zu unterhalten, und damit ihnen nichts abgienge, kein Geld gegen ihre Chefs zu sparen. Von den dreihundert, die man nach Venedig hatte kommen lassen, sollten die vornehmsten zurückbehalten werden, gleichsam als Bürgen für die Treue der andern; die Geringeren aber wollte man wieder zu ihren Truppen schicken, theils um die Soldaten bei ihrem Gehorsam zu erhalten, theils um durch eine so grosse Menge von Offizieren in der Stadt keinen Argwohn zu erregen. Die zurückbleibenden sollten so viel und so angenehm als möglich beschäftigt werden, damit sie nicht müde würden zu warten und keine Zeit hätten über die jezige Lage der Dinge nachzudenken. Uebrigens wollte man zwanzig von den vornehmsten Verschwornen Auftrag geben, sie sorgfältig zu beobachten. Damit aber die Republik nicht Lust bekäme auf die schnelle Abreise der Löwensteinischen Truppen zu dringen oder die Nassauischen zu verabschieden, sollten der Statthalter von Mailand und der Vizekönig von Neapel fortfahren, die Verträge unerfüllt zu lassen.

Was

Was der menschliche Witz von Vorwänden auffinden kann, um sich gegen die gerade Vernunft zu wehren, wurde von Bedemar ersonnen und von Dom Pedro und dem Herzog von Ossuna in's Werk gesezt. Demohngeachtet wurden sie gezwungen, täglich mit einem Schritte näher zum Frieden zu rücken, so ungern sie es auch thaten. Das Spanische Ministerium wollte auf eine so unsichre Hofnung, als der Erfolg der Verschwörung war, nicht zu viel wagen; und Frankreich, das den Pariser Frieden unterstüzte, bewog die Venetianer zuzugeben, daß der Herzog von Savoien die Truppen verabschiedete, welche noch im Pays de Vaux standen und die dem Statthalter von Mailand zum Vorwande seiner Verzögerungen dienten. Wie diese Schwierigkeit gehoben war, suchte Bedemar diesen Fürsten abzuhalten, daß er die Oerter räumte, die er im Montferrat erobert hatte, und lies daher das Gerücht verbreiten, daß der Herzog von Mantua gesonnen wäre, sich mit den Spaniern über dieses Land zu vergleichen, so bald er sich wieder darinn festgesetzt hätte. Zu gleicher Zeit lies Dom Pedro einem Savoischen Gesandten, der mit den Französischen Ambassadeurs nach

Mailand

Mailand gekommen war, aus den nichtigsten Gründen befehlen die Stadt zu verlassen. Der Herzog, erbittert über diesen Schimpf, berief die Franzosen zurück, und hörte auf, die eroberten Pläze zu räumen; als ihm aber die Gesandten begreiflich machten, daß er sich auf diese Weise in Dom Pedros Falle locken liesse, gab er plözlich alles wieder heraus. Dom Pedros Erstaunen darüber war so groß, daß er nicht unterlassen konnte es öffentlich durch seine Reden zu bezeigen. Indessen zwang ihn dies, ebenfalls alle Gefangnen und die geringsten Oerter zurükzugeben. Aber über Verzelli, das man für den Hauptpunkt ansah, machte er so sonderbare Schwierigkeiten, daß der Spanische Hof drohte, ihn vor der gewöhnlichen Zeit zurückzuberufen. Erstlich sagte er, daß es eine Schande für ihn seyn würde, diesen Platz herauszugeben, während daß die Französischen Gesandten in Mailand wären, gleichsam um ihn durch ihre Gegenwart zu zwingen. Sie entfernten sich. Sodann erklärte er, daß der Herzog von Savoien zuvor gewisse Landgüter zurükgeben müßte, welche Mantuanischen Unterthanen angehörten. Diese Güter wurden geräumt, aber wegen Verzelli machte man

keine

keine Anstalt. Endlich erklärte sich das Französische Ministerium, das die Heirath zwischen der Schwester des Königs und dem Prinzen von Piemont schliessen wollte, so entscheidend über diesen Punkt, daß Dom Pedro anfangen mußte die Lebensmittel und das Geschüz aus Verzelli schaffen zu lassen. Aber dies geschah mit einer unerträglichen Langsamkeit, und wie ihm Bedemar schrieb, daß er noch zu sehr eilte, lies er sich's einfallen, von dem Herzog von Savoien neue Sicherheit zum Vortheil des Herzogs von Mantua zu fordern, bis die Mantuanischen Minister, die dieser langsame Gang ermüdete, in einer öffentlichen Schrift erklärten, daß sie diese Sicherheit nicht verlangten.

Noch unangenehmer als diese Erklärung war dem Marquis von Bedemar das Betragen des Herzogs von Ossuna. Er fuhr noch immer fort die Schiffarth auf dem Meerbusen zu stören, und da es ihm endlich ganz an Ausreden fehlte, antwortete er auf die heftigen Klagen der Venetianer: daß er nicht aufhören würde so zu handeln, so lange sie die unversöhnlichsten Feinde des Königs, seines Herren, in ihren Diensten hätten. Man wird aus

der

der unsäglichen Mühe, die sich Bedemar gegeben hatte, um eben diese Holländischen Truppen zurückzuhalten, über welche sich der Herzog beklagte, leicht von seiner Verzweiflung urtheilen können, als er diesen Einfall erfuhr. Aber das Ohngefähr täuschte auch diesmal Bedemars Klugheit. Irgend ein Dämon, der Ossunas Tollheiten begünstigte, flößte den Venetianern einen Entschluß ein, der ihrer Neigung so zuwider war als ihrem Interesse. Es wurde dem Senat vorgestellt, daß die Republik schon zu viel Sehnsucht nach dem Frieden gezeigt hätte; daß eben das die Spanier so abgeneigt machte, ihn zu erfüllen, daß der Vizekönig, wenn man ihm über diesen Punkt willfahrte, sich einbilden würde, daß er den Venetianern Geseze vorschriebe; und daß man, anstatt die Holländer zu verabschieden, sogar die Löwensteinischen Truppen, die im Begriff wären abzureisen, bis zur gänzlichen Vollziehung der Verträge behalten müßte.

Die Freude, die Bedemar über diesen Entschluß empfand, wurde durch die Entdeckung des Komplots in Krema gestört. Der Französische Fähndrich und der Italiänische Haupt-

Hauptmann, die man dort bestochen hatte, hatten sich bei'm Spiele entzweit und geschlagen; der Hauptmann wurde tödtlich verwundet, und, um sein Gewissen zu entlasten, entdeckte er vor seinem Ende dem Venetianischen Kommendanten das ganze Komplot. Der Fähndrich, dem etwas ähnliches ahndete, war, sobald er seinen Gegner fallen sah, mit so vielen seiner Mitschuldigen als er benachrichtigen konnte, entflohen. Die übrigen wurden gefangen genommen, vorzüglich der Französische Lieutenant, der das Haupt der Unternehmung gewesen war. Da aber Renault sich ihnen blos als Mailändischen Agenten bekannt gemacht hatte, und sie nicht wußten, was aus ihm geworden war, so fiel die Schuld dieser Sache ganz allein auf Dom Pedro. Ein eben so unglückliches Ende nahm acht Tage darauf das Komplot von Murano. Der Italiäner, welcher diese Stadt liefern sollte, hatte einen Kammerdiener des Proveditore und einen Pensionär der Republik in einigen Kleinigkeiten bevortheilt. Um sich zu rächen, erbrachen diese Leute zu einer Zeit, wo er abwesend war, seine Koffers, und nahmen sein Geld und seine Papiere weg. Unter den lezteren fanden sich Briefe,

se, die das Geheimnis verriethen. Da er niemanden kannte als den Abgesandten des Herzogs von Ossuna, der ihn bestochen hatte, so konnte er niemanden anklagen als diesen Herzog. Aber er faßte einen edlern Entschluß: er antwortete beständig, mitten unter den schrecklichsten Martern, daß ihn kein Geständnis von dem Tode retten würde, und daß er also seine Mitschuldigen, wenn er welche hätte, lieber in dem Stand lassen wollte, seinen Tod zu rächen, als sie ohne Nutzen mit sich in's Verderben zu ziehen. In Venedig hielt man öffentliche Dankgebete über diese zwei Entdeckungen. Und doch wurde die Unternehmung dadurch weit sichrer als zuvor. Der Senat glaubte endlich, die verborgne Triebfeder des unregelmäßigen Verfahrens der Spanier gefunden zu haben; und da er diese beiden Anschläge gescheitert sah, überredete er sich, daß nun nichts mehr zu befürchten wäre, und daß man nächstens zur Erfüllung der Verträge schreiten würde.

Die Zeit des Ausbruchs war endlich erschienen. Von dem Sonntag vor dem Himmelfahrtsfest bis zu Pfingsten wird in Venedig einer der berühmtesten Märkte von der Welt gehalten.

ten. Der grosse Zuflus von Kaufleuten gab den tausend Soldaten Gelegenheit, sich unter sie zu mischen und unbemerkt in die Stadt zu kommen. Auch wurde es ihnen leicht, die Venetianischen Städte, wo sie zerstreut waren, zu verlassen, weil seit einiger Zeit viele von ihnen desertirten, um eher in ihr Vaterland zu kommen; und die Podestaten suchten der Sache nicht abzuhelfen, weil die Republik diese Leute nicht zu bezahlen brauchte. Damit man sich nicht wunderte, daß in so kurzer Zeit so viele abgiengen, sagten die meisten, ehe sie wegreisten, daß sie den Jahrmarkt in Venedig besuchen wollten. Sie verkleideten sich auf allerlei Weise. Man gebrauchte die Vorsicht, diejenigen beisammen wohnen zu lassen, die verschiedne Sprachen redeten, damit niemand ein Verständnis zwischen ihnen ahnden könnte; und keiner von ihnen that, als ob er von dem andern etwas wüßte. Die fünfhundert Spanier, die für Krema bestimmt gewesen waren, wurden zu gleicher Zeit von Dom Pedro in die Gegend von Brescia geschickt, um das Komplot zu benutzen, das der Lieutenant des Grafen von Nassau in dieser Stadt angesponnen hatte, und sich derselben zu bemächtigen, sobald sie die Nachricht von dem

glücklichen Ausgang der Verschwörung erhalten würden. Ihr Anführer hatte Auftrag, sie auf Renaults ersten Befehl gerade nach Venedig zu führen.

Die Venetianische Flotte ruhte in Dalmatien aus, aber wegen der beständigen Bewegungen des Herzogs von Ossuna, hielt sie sich bereit, jeden Augenblick in die See zu stechen. Der Kapitän Pierre schickte den Offizieren, die während seiner Abwesenheit seine zwölf Schiffe kommandirten, einige sehr starke Feuerwerke, um sie den Tag vor dem Ausbruch in den übrigen Schiffen zu vertheilen. Da niemand Verdacht auf sie hatte, konnten sie dies ohne alle Schwierigkeit ausführen. Er befahl ihnen, ihre Lunten so anzulegen, daß, wo möglich, alles auf einmal Feuer fienge; käme irgend ein Schif davon, so sollten sie es angreifen und sich dessen bemeistern, oder es mit Kanonenschüssen in Grund bohren; sodann sollten sie, ohne Zeit zu verlieren, nach Venedig kommen, und sich jezt bereit halten, alle diese Dinge auf der Stelle zu vollziehen; indessen möchten sie, um anzufangen, einen neuen Befehl abwarten. Der bestimmte Tag war

war der Sonntag vor Himmelfahrt, an welchem der Jahrmarkt angieng.

Diesmal lies Ossuna seine kleine Flotte so sicher geleiten, daß sie ohne Unfall bis sechs Meilen von Venedig ankam. Sie war in zwei Theile getheilt, die etwas entfernt von einander segelten, um weniger bemerkt zu werden. Der größte Theil bestand aus Fahrzeugen, die wie Fischerkähne aussahen, und das übrige aus Brigantinen, wie die der Korsaren. Den Sonnabend früh erhielt Haillot Befehl, sich den Tag darauf von seinem Posten aufzumachen, daß er in der Dämmerung vor Venedig erscheinen könnte; er sollte die Markusfahne aufstecken und sich unterwegens einiger kleinen Inseln bemächtigen, die ganz wehrlos ständen und aus denen er etwas von seiner Fahrt nach Venedig berichten könnte; alsdann sollte er ohne Furcht zwischen den zwei Schlössern von Lido und von Malamocco durchsegeln, denn man wüßte, daß keine Besatzung darinn wäre; in der Entfernung eines Kanonenschusses sollte er stehen bleiben, und es sagen lassen, wenn er so weit gekommen wäre; alsdann würde ihm der Kapitän durch eben den Kahn, der diese Zeitung gebracht hätte, einige Matrosen

als Führer schicken, damit er nicht an den Sandbänken scheiterte, welche den Sumpf, der Venedig umgiebt, so gefährlich machen, oder seine Schiffe gegen die Felsen zerschmetterte, die den Eingang der Häfen den Unkundigen so erschweren.

Um zum leztenmale mit den Verschwornen zu berathschlagen, glaubten Renault und der Kapitän, den vorlezten Tag wählen zu müssen, weil der ganze folgende durch die Anstalten zur Nacht weggenommen würde. Es war schon Nacht, ehe sie sich alle versammelt hatten. Die drei Franzosen, die bei Renault wohnten, der Lieutenant des Grafen von Nassau, die drei Feuerkünstler, Langlade, die zwei Offiziere aus dem Arsenal, Villa Mezzana und Retrosi, Nolot, die beiden Brülards, Jaffier, Robert, Theodor, Ternon und Revellido: diese zwanzig schlossen sich mit Renault und dem Kapitän bei der Griechin ein, in dem geheimsten Winkel ihres Hauses. Renault nahm das Wort. Er fieng mit einer einfachen und ausführlichen Vorstellung an, von dem jezigen Zustand der Sachen, von den Kräften der Republik und den ihrigen, kurz, von allen den Mitteln, die man getroffen hät-

te,

te, um den Erfolg unfehlbar zu machen. „Zehntausend Mann, sagte er, können wir in die Stadt bringen, und kaum zweihundert kann man uns entgegen setzen. Auch auf die Fremden, auch auf das Volk können wir rechnen; die Sklaven werden sich gern mit uns gegen ihre Tirannen verbinden, und der Aussicht einer so reichen Beute wird keiner widerstehen. Die besten Schiffe von der Flotte sind in unsrer Gewalt; die übrigen können dem Verderben nicht entgehen. Das Arsenal selbst, das Wunder der Europäer und der Schrecken der Ungläubigen, ist so gut als unser. Wenn wir auch keine Unterstützung von aussen zu erwarten hätten, wenn wir weder die Truppen vom Lazaret und vom festen Lande, noch Haillots Flotte, noch die fünfhundert Mann des Stadthalters, noch die zwanzig Venetianischen Schiffe des Kapitäns, noch die grossen Schiffe des Vizekönigs, noch die Spanische Armee aus der Lombardie hätten, so wären wir mit unsern tausend Soldaten und den Verständnissen, die wir in der Stadt haben, schon sicher genug. Und alle diese Hülfsmittel sind so gestellt, so zusammen verkettet, daß sie wohl mit einander beistehen, aber nicht einander schaden können.

Alle fast müssen gelingen, und eines wäre schon hinreichend. Das Glück hat sich laut und deutlich für uns erklärt. Welches wunderbarere Unterpfand seiner Gunst können wir noch verlangen? Fünf Unfälle hat unser Plan schon erlitten, von denen der geringste, nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit, ihn umwerfen mußte. Spinozas Tod, die Verabschiedung der Löwensteiner, das Unglück der Flotte, die Entdeckung von Krema, die Entdeckung von Murano: wer hätte nicht geglaubt, daß eine jede dieser Begebenheiten unsre Unternehmung verrathen, zerstören würde? Diese Spuren führten bis zu uns, aber niemand ist ihnen nachgegangen. Nie war eine so tiefe Ruhe die Verkünderinn einer so grossen Verwirrung. Unser günstiges Schicksal hat die scharfsichtigsten aller Menschen geblendet, die Furchtsamsten kühn gemacht, die Wachsamsten eingeschläfert, die Klügsten betäubt. Ein so hartnäckiges, so unerhörtes Glück, muß das Werk eines höhern Geistes seyn. Und was auf der Welt wäre auch des göttlichen Schutzes würdiger als unser Vorhaben? Wir zerstören die abscheulichste aller Regierungen; wir retten den elenden Unterthanen dieses Staats ihre Güter,

welche

welche gewis der Habsucht ihrer Tirannen nicht entgehen würden; wir erhalten ihren Weibern, ihren Töchtern die Ehre, welche sonst vor den frechen Begierden der zügellosen Wollüstlinge nicht verschont bliebe; wir rufen eine Menge von Unglücklichen zum Leben zurück, welche diese Grausamen ihrer leichtgereizten Rache aufzuopfern gewohnt sind. Verbrecher wie diese strafen, heißt die Stelle des höchsten Richters auf Erden vertreten."

Renault legte den Verschwornen noch einmal alle Anstalten vor, die man für die folgende Nacht getroffen hatte, und zergliederte alle Theile der grossen Unternehmung mit vieler Ausführlichkeit. Die Versammelten gaben ihr Wohlgefallen laut zu erkennen. Aber Renault, dem keine Mine seiner Zuhörer entgieng, bemerkte, daß Jaffier, einer der vertrautesten Freunde des Kapitäns, einigemal die Farbe verändert hatte, und daß er zulezt von der äussersten Aufmerksamkeit zu einer sonderbaren Unruhe, die er umsonst zu verbergen suchte, übergegangen war. Noch jezt sah er auf seinem Gesichte etwas arbeiten, das eine ungewöhnliche Erschütterung der Seele anzeigte.

Renault theilte dieses dem Kapitän mit, der anfangs nicht darauf hören wollte; nachdem er aber selbst seinen Freund eine Zeitlang beobachtet hatte, fand er dieselbe Veränderung an ihm. Renault, der die nothwendige Verbindung zwischen den geheimsten Regungen der Seele und den unmerklichsten äußerlichen Bewegungen, die den Menschen unbewußt entwischen, vollkommen kannte, glaubte nach allem was er in Jaffiers Gesicht gelesen hatte, dem Kapitän versichern zu können, daß dieser Mensch nicht sicher wäre. Der Kapitän, welchem Jaffier als einer der tapfersten Männer bekannt war, schalt dieses Urtheil voreilig und übertrieben; aber Renault bestand hartnäckig auf seinem Verdacht, und er überzeugte den Kapitän endlich, daß man wenigstens ein Auge auf Jaffier haben müßte. Indessen blieb dieser dabei, daß Jaffier, wenn er auch erschüttert wäre, was ihm doch nicht ganz einleuchtete, kaum Zeit genug übrig hätte, um den Entschluß zu fassen, sie zu verrathen, und daß es auf allen Fall auch für sie zu spät wäre, neue Maasregeln zu ergreifen; man müßte also diese Gefahr laufen, man möchte wollen oder nicht. Renault erwiederte, daß es wohl ein Mittel

gäbe,

gäbe, ihr zu entgehen; ein Dolch, diesen Abend noch in Jaffiers Brust gestossen, würde der ganzen Ungewißheit ein Ende machen: Bei diesem Vorschlage blieb Pierre einige Augeblicke stumm; endlich aber antwortete er, er könnte sich nicht entschliessen, seinen besten Freund einem blossen Verdacht aufzuopfern; überhaupt könnte dieser blutige Entschluß von schlimmen Folgen seyn und die übrigen gegen sie aufhetzen; man würde glauben, daß sie eine Art von Herrschaft an sich reissen, und sich zu souverainen Richtern über Leben und Tod ihrer Mitbrüder aufwerfen wollten; darauf dürfte man nicht rechnen, daß sie die Nothweudigkeit dieses Opfers begreifen würden, wie sie beide allenfalls es begriffen, und jeder Verschworne würde mit Schrecken sein Leben in Gefahr sehen, sobald einem von ihnen eine ähnliche Einbildung durch den Kopf führe; die geringste Veränderung, in dem gespannten Zustande, worinn sich ihre Seelen jezt befänden, wäre von der größten Wichtigkeit, weil da die Entschlüsse am wankendsten wären; wollte man ihnen verbergen, auf welche Weise Jaffier verschwunden wäre, so würden sie entweder glauben, daß man sein

Geheimniß entdeckt, oder daß er sie verrathen hätte, welches noch schlimmer wäre; kurz, welchen Vorwand man auch erfinden möchte, so würde seine Abwesenheit am Tage des Ausbruchs bei den andern niederschlagende Gedanken erregen.

Renault war beinahe durch diese Gründe überzeugt, als ein andrer, dem Anscheine nach wichtigerer Vorfall ihn von dieser Angelegenheit zerstreute. Es kam ein Befehl des Senats an, daß den folgenden Tag früh alle, die bei der Flotte angestellt wären, zu ihren Posten reisen sollten. Zu gleicher Zeit erhielten sie ein Billet von dem Gesandten, das die Ursache dieses Befehls erklärte. Der Herzog von Ossuna hatte Neapel nicht so heimlich verlassen können, um seine grossen Schiffe einzuholen, daß die Spione der Republik nicht Nachricht davon gehabt hätten; da er aber einen Befehl hinterlassen hatte, kein Gefährte nach Venedig herzugeben, und keinen Brief, der dorthin sollte, abgehen zu lassen, bis eine gewisse Zeit verflossen wäre: konnten die Venetianer vor diesem Tage nicht von seiner Abreise unterrichtet werden. Der Erzherzog, welcher neuerdings König von Böhmen geworden war, hatte

te ihn um Hülfe gegen einige seiner rebellischen Unterthanen gebeten, und da sich der Vizekönig rühmte, er würde diese Hülfe durch den Golfo bis zu den Häfen des Erzherzogs in Istrien geleiten, liessen ihn die Venetianer durch diesen Fürsten selbst bitten, einen andern Weg zu nehmen. Weil aber der Herzog nicht nach den Gründen handelte, durch welche andre Menschen geleitet werden, so zweifelten sie nicht, wie sie seine Abreise erfuhren, daß er doch diesen Weg erwählen wollte. Sie konnten ihm den Durchzug verweigern, aber da ihre Absicht nicht war zu brechen, faßten sie dtn gemäßigtern Entschluß, ihre Flotte an die Istrischen Küsten zu senden, wo seine Truppen landen sollten, um ihn zu beobachten, und vor den Versuchungen zu verwahren, worein ihn der Anblick ihrer Seepläze führen könnte.

Die festesten Entschlüsse der Menschen beruhen größtentheils auf einem lebhaften Bilde von der Gefahr, der sie sich aussezzen. Durch dieses Bild wird die Seele endlich mit den furchtbarsten Umständen dieser Gefahr vertraut. Zugleich aber hängt die Sicherheit des Entschlusses auch so sehr an eben diesen Umständen, daß

sich

sich kurz vor der Ausführung nicht leicht einer verändern darf, ohne dem Vorsazze selbst den Umsturz zu drohen. Dieses befürchteten Renault und der Kapitän jezt von ihren Mitverschwornen; und die plözliche Einschiffung der Venetianischen Flotte war ihnen sehr empfindlich, weil es nun auf allen Fall nöthig wurde, etwas an ihrem Plan abzuändern. Man war schon zu weit in der Nacht, um jezt gleich auszubrechen; ehe die nöthigen Anstalten mit der kleinen Flotte und den Truppen aus dem Lazaret getroffen werden konnten, wäre es schon Tag gewesen. Am folgenden Tag wäre Haillot unaufhörlich auf Leute gestossen, die auf dem Wege waren, sich zur Flotte zu begeben. Der Schritt, den man dieser Flotte jezt thun lies, war so günstig als die Verschwornen nur wünschen konnten, sie kehrte Haillots Schiffen den Rücken; und alles wohl überlegt, hielt man es für besser, ihr alle nöthige Zeit zu lassen, um sich zu entfernen. Die einzige Schwierigkeit war noch, ob der Kapitän, Langlade und die drei Feuerwerker den Befehlen des Senats gehorchen sollten. Sie schienen in Venedig zur Ausführung unentbehrlich, vorzüglich der Kapitän. Aber eben er konnte sich auch

am

am wenigsten von der Verbindlichkeit losmachen, die der Senat ihm auflegte, weil der wichtige Posten, den er bei der Flotte bekleidete, seine Abwesenheit weit merklicher machte als die der andern. Da diese meistens auf seinen Schiffen angestellt waren, konnte er ihren Abgang durch seine Gegenwart ersezzen und sogar verhindern, daß man jenen zu sehr bemerkte. Es wurde daher beschlossen, daß er allein mit Langlade abreisen würde, dessen Dienst auf der Flotte unmittelbar von dem General abhieng. Mit den drei Feuerkünstlern war es derselbe Fall; aber ehe man diese abreisen lies, wollte man lieber alles auf's Spiel sezen. Der General fragte nach ihnen, sobald er den Kapitän sah; der Kapitän antwortete, er hätte sie in Verdacht, daß sie bei Freudenmädchen versteckt lägen, wie auch einige Offiziere von seinen Schiffen, die er nirgends fände; die Eile aber mit welcher alles zugegangen wäre, hätte ihm keine Zeit gelassen, sie ausfindig zu machen. Eben diese Eile verhinderte würklich den General strenge Nachsuchungen anzustellen und abzuwarten, bis man sie entdeckte.

Vor seiner Abfahrt suchte der Kapitän einen Augenblick mit Jaffier allein zu seyn, und

bat

bat ihn in der Nacht des Ausbruchs bei Renault seine Stelle zu vertreten. Er versicherte ihm, daß er ohne das Vertrauen, das er in seinen Muth sezte, sich nie entschlossen hätte, seine Freunde jezt zu verlassen; in ihm aber glaubte er ihnen ein andres selbst zurückzulassen. Während dieser Rede merkte er genau auf Jaffiers Gesicht; aber dieser, den ein so glänzendes Zeichen von Achtung würklich rührte, antwortete mit den lebhaftesten Zeichen von Eifer, von Treue und von Dankbarkeit, die jeden Argwohn verdrängen mußten. Dies war das lezte Streben seines sterbenden Entschlusses; wie er den einzigen Menschen nicht mehr vor Augen hatte, der ihn zurückhalten konnte, überlies er sich ganz der peinlichsten Ungewisheit. Die traurigsten Gefühle hatten seit einiger Zeit seine Seele bestürmt. Jezt, da der entscheidende Zeitpunkt so nah war, preßte ihn eine unüberwindliche Angst. Die Verwüstung, das Feuer, das Blutbad, das über die Venetianer verhängt war, reizte sein Mitleiden im höchsten Grad, und seine Einbildungskraft lieh ihm die gräßlichsten Farben zu diesem Gemälde. Von allen Seiten schallte ihm das Geschrei der Kinder, der Greise entgegen, die man er-

ermordete, und das Heulen der Weiber, welche die freche Ausgelassenheit der Soldaten noch grausamer mishandelte. Einstürzende Palläste, Tempel, die das Feuer zerstörte, heilige Stäten von unschuldigem Blute besudelt; diese Gegenstände boten sich unablässig seinen Augen dar. Venedig, diese traurige beweinenswürdige Stadt, sonst die Königin der Meere, die das Glück der Ottomannen und den Spanischen Stolz unter sich gebeugt hatte, sah er jezt in Ketten und Asche, von dem Blut ihrer Einwohner überschwemmt. Jeder Schritt durch die Strassen der Stadt vermehrte sein Entsetzen. Die Häuser der vornehmsten Republikaner waren jezt schon mit verborgenen Merkmalen bezeichnet, theils zur Unterscheidung für die gedungenen Mordbrenner, theils damit die Verschwornen sie erkennen und ihre Schlachtopfer sicherer aufsuchen könnten. An diesen Todeszeichen giengen die unglücklichen Bewohner dieser Häuser stündlich vorbei, ohne ihre Bedeutung zu ahnden. Ein dunkles Schaudern überfiel Jaffier bei dem Anblick. Er konnte nun die schrecklichen Bilder nicht mehr entfernen. Hartnäckiger als die Furien der Fabel verfolgten sie ihn überall, und liessen ihm keinen Au-

genblick

genblick Ruhe. Aber seine Freunde verrathen! und welche Freunde! Unerschrocken, einsichtsvoll, jeder einzig in dem Fache, das er zu dem seinigen gemacht hatte. Es wäre das Werk vieler Jahrhunderte, zum zweitenmal eine so grosse Anzahl ausserordentlicher Menschen zusammenzubringen. Und jezt, da sie im Begriff sind, sich der spätesten Nachkommenschaft unvergeßlich zu machen, die Früchte des größten Unternehmens einzusammeln, das je in der Seele eines Privatmannes ausgebildet wurde, jezt sollte er ihnen diese Früchte entreissen, und sie einem so unrühmlichen als grausamen Tode preisgeben? denn wer kennt die heimlichen Gerichte der Venetianer nicht, oder ihre Gefängnisse, die mehr als die schrecklichsten Martern andrer Völker, fähig sind, den standhaftesten Muth zu erschüttern? Diese leztern Betrachtungen griffen Jaffier bei seiner schwachen Seite an, und bestärkten ihn in seinen ersten Gedanken. Das Mitleiden für seine Freunde wog das Mitleiden für die Zerstörung der Stadt in seiner Seele auf; und er blieb in dieser Ungewisheit bis zum Himmelfahrtstag, der jezt zum Ausbruch bestimmt worden war.

Schon am Morgen dieses Tags bekam man Nachrichten vom Kapitän. Er schrieb, daß er für die Flotte stünde; man sollte nur, während daß die Löwensteinischen Truppen im Lazareth abgeholt würden, ihn davon unterrichten lassen; in der Gegend von Murano würde man ihn mit der Flotte treffen, und er würde diese Nachricht abwarten, ehe er von seiner Seite anfienge zu handeln. An Haillot wurden die versprochenen Wegweiser abgeschickt. Einige von den Verschwornen gedungne Leute schlichen sich in den Thurm der Prokuratie von Sankt Markus ein, und verleiteten die wachhabenden Soldaten, mit welchen sie bekannt waren, bei Gelegenheit der Feier dieses Tages unmäßig zu schwelgen. Sie mischten einschläfernde Ingredienzien in ihr Getränk, die in kurzer Zeit ihre Würkung thaten. Unterdessen wurden die nöthigen Befehle an die Offiziere ausgetheilt, die dazu bestimmt waren, die Häuser der gefährlichsten Senatoren einzunehmen und ihre Besitzer zu ermorden. Jedem wurde das Haus angewiesen, an das er sich halten sollte, so wie jedem von den vornehmsten Verschwornen, und von den andern Offizieren, der Posten, dessen er sich bemäch-

tigen, der Trupp Soldaten, den er anführen, der Ort, wo er sie abholen, die Parole, bei welcher er sie rufen, und der Weg, den er sie führen sollte. Dieselben Umstände that man mit der grösten Genauigkeit den Löwensteinischen Truppen, den Spaniern auf der kleinen Flotte und den tausend Holländern, die schon in Venedig waren, zu wissen. Endlich schickte man unverdächtige Leute auf die Fuste vom Rathe der Zehn, und diese fanden das Geschüz im Stande gebraucht zu werden.

Jaffier wurde versucht der Feierlichkeit beizuwohnen, wo der Doge sich mit dem Meer vermählt, weil sie heute zum leztenmale vor sich gehen sollte. Der Anblick der öffentlichen Lustbarkeiten verdoppelte sein Mitleiden; die Ruhe der unglücklichen Venetianer, die so entfernt waren, sich am Rande des Verderbens zu glauben, durchbohrte sein Herz; und er kam zurück, unentschloßner als jemals. Aber das Werk einer Reihe von zwölf Jahrhunderten und von so viel weisen Köpfen, war nicht bestimmt, durch die Wuth einer aufgebrachten Buhlerinn und eines Haufens von verzweifelten Bösewichtern zerstört zu werden. Der

Schuzgeist der Republik gab Jaffier einen Ausweg ein, durch welchen er alles zu retten, und Venedig und seine Freunde zu erhalten glaubte. Er suchte den Sekretär vom Rathe der Zehn, Bartholomäus Komino auf, und sagte ihm, er hätte etwas sehr eiliges zu entdecken, welches die Wohlfahrt des Staats beträfe; zuvor müßten ihm aber der Doge und der Rath eine Gnade zusagen, und sich durch die heiligsten Eide binden, ihr Versprechen von dem Senat bestätigen zu lassen; diese Gnade wäre das Leben von zwei und zwanzig Personen, die er nennen würde, welches Verbrechen sie auch begangen haben möchten; übrigens sollte man nicht hoffen ihm durch die grausamsten Martern sein Geheimnis zu entreissen; ohne diese Zusage würde nichts auf der Welt vermögen ein Wort aus ihm herauszubringen. Die Zehen waren im Augenblick versammelt, und sie schickten sogleich zu dem Doge, um das Versprechen von ihm zu erhalten, das Jaffier verlangte. Weder er noch sie weigerten sich es zu geben, und Jaffier, der nun vollkommen beruhigt war, entdeckte ihnen die ganze Verschwörung. Die Sache schien ihnen zu abscheulich und zu wunderbar, um ihr gleich

Glauben beizumessen. Da es indessen leicht war, sich von einigen Umständen derselben zu überzeugen, wurde Komino in den Thurm der Prokuratie geschikt. Er berichtete, daß er die ganze Wache in tiefem Schlafe gefunden hätte. Sodann sandte man ihn nach dem Arsenal. Hier konnte er erst lange keinen von den Offizieren finden, die Jaffier genannt hatte. Endlich aber wies ihm ein Bedienter, durch seine Drohungen geschreckt, eine kleine Thüre, die er einbrechen lies, nachdem er einigemal vergeblich daran geklopft hatte. Er fand die Offiziere bei den drei Feuerkünstlern, welche die lezte Hand an die Feuerwerke legten. Er fragte sie, warum sie an einem so hohen Feste arbeiteten, und aus welchem Grunde sie auf sein Klopfen nicht geöfnet hätten? Sie antworteten mit der größten Unbefangenheit, die Feuerwerker wären im Begrif, den morgenden Tag zu der Flotte zu reisen; der General hätte ihnen befohlen, eine große Anzahl Feuerwerke mitzubringen; da sie deren nun nicht genug in Bereitschaft fänden, hätten sie die übrigen gebeten ihnen in ihrer Arbeit zu helfen; weil die Sache von Wichtigkeit seyn könnte, hätten sie sich nicht an das Fest keh-

ren

ren wollen; um aber kein Aergernis zu geben, wåren sie in dem abgesondertesten Winkel vom Zeughaus eingeschlossen, wie er sie eben antråfe. Ohnerachtet Komino dieser Antwort nichts entgegen sezen konnte, nahm er sie doch gefangen. Die Zehn, deren Schrecken immer zunahm, schickten nun zu der Griechinn; dort fand man aber keinen Menschen. Die Leute, welche die Wache auf dem Thurm eingeschlåfert hatten, waren geschwind niedergefallen, sobald sie Komino erblickten, und hatten sich gestellt, als ob sie mit den übrigen schliefen; sobald er aber fort war, liefen sie zu der Griechinn, und wußten dort die Gefahr so dringend vorzustellen, daß Nolot, Robert, Revellido, Retrosi, Villa Mezzana, Dûrand, Ternon und Robert Brûlard, die sich von ohngefåhr bei ihr fanden, ohne einen Augenblick zu verlieren, sich mit ihr in einen der Kåhne warfen, die bestimmt waren, die Lôwensteinischen Truppen vom Lazaret abzuholen; und sie entkamen glücklich aus Venedig. Diese Flucht war dem Rathe sehr empfindlich; man entschloß sich, ohne långer zu warten, die Håuser des Franzôsischen und Spanischen Ambassadeurs durchsuchen zu lassen. Man bat sehr hôflich, hereingelassen

zu werden, weil es die Wohlfahrt der Republik beträfe. Der Französische Gesandte bewilligte es ohne Schwierigkeit, und Renault wurde nebst Lorenz, Brülard und Bribe gefangen genommen; aber Bedemar weigerte sich heftig. Er führte alle Vorrechte seines Postens an, und wie man endlich mit Gewalt hereinbrach, zeigte er den bittersten Unwillen und erklärte sich feierlich gegen dieses gesezwidrige Verfahren. Man fand in seinem Hause Waffen für mehr als fünfhundert Menschen, sechzig Petarden, und eine unglaubliche Menge von Pulver, Feuerwerken und andern Dingen dieser Art. Es wurde in seiner Gegenwart, und unter beständigen Spöttereien von seiner Seite, ein genaues Verzeichnis davon aufgesezt.

Während daß man dem Rathe der Zehn dieses Verzeichnis brachte, verlangten Brainville und Theodor, zwei von den vornehmsten Verschwornen, mit einem Nobile aus dem Hause Valier vorgelassen zu werden. Sie hatten eben erfahren, daß alles entdeckt wäre, und weil ihnen alle Hofnung zur Flucht abgeschnitten war, indem man seit der Entwischung der Griechinn alle Häfen versperrt hatte, wollten

ten sie sich stellen als kämen sie von ihrer Seite, um den Rath von der Verschwörung zu unterrichten. In dieser Absicht hatten sie sich von diesem Nobile, den sie ehemals in Flandern gekannt hatten, hinführen lassen. Sie wurden angehalten, und unterdessen durchsuchte man alle Schenken, Wirths- und Miethhäuser, und berüchtigte Oerter, wo Fremde wohnen konnten. Man nahm alles, was man von Offizieren fand, gefangen, Holländer, Franzosen, Spanier, Wallonen, Neapolitaner, Mailänder, in der Anzahl von mehr als vierhundert.

Fast zu eben der Zeit, daß alles dieses vorgieng, kamen zwei französische Edelleute, Balthasar Jouven und Gabriel Montkassin mit allen Anzeichen der grösten Eil in Venedig an. Sie waren von ihren Landsleuten in dieser Stadt eingeladen worden, Antheil an einer grossen Verschwörung zu nehmen, die auf dem Punkt stünde auszubrechen. Aber der Konnetable Lesdiguieres, Stadthalter von Dauphine, mit welchem sie nahe verwandt waren, hatte ihnen sehr ernstlich abgerathen, in ein so schwarzes Unternehmen einzutreten; und auf sein Zureden waren sie abgereist, um vielmehr

den Senat, weil es noch Zeit wäre, zu warnen. Man dankte ihnen auf das verbindlichste, und bat sie auszuruhen, bis der Senat über die Belohnung berathschlagt hätte, die man ihnen schuldig wäre. Unterdessen war der Tag angebrochen, der Senat versammelte sich, und der Marquis von Bedemar verlangte eine Audienz. Sie wurde ihm aus blosser Neugierde bewilligt. Jezt verbreitete sich das Gerücht von der Verschwörung durch die Stadt; die Verwirrung und der Aufruhr war schrecklich. Der Pöbel erfuhr im allgemeinen, daß die Spanier Urheber dieses Anschlags wären, und drängten sich um den Pallast des Gesandten, in der Absicht hineinzubrechen. Die Wütendsten waren sogar im Begriff ihn anzuzünden, als die Leute vom Senat ankamen, welche den Marquis zur Audienz begleiten sollten. Das Volk schmeichelte sich nun mit der Hofnung, daß der Senat eine ausgezeichnete Rache an ihm nehmen würde, und lies ihn aus dem Hause. Von Schmähreden und Flüchen begleitet kam er vor den Senat. Er fieng mit den heftigsten Klagen über die Gewaltthätigkeit an, die man in seinem Hause verübt hatte, und begleitete seine Klagen mit den stolzesten

sten und lautesten Drohungen, daß er diese Verletzung des Völkerrechts nicht ungerochen lassen würde. Die meisten Senatoren blieben vor Bestürzung ganz stumm; sie fürchteten, er möchte noch einen Rückhalt haben, den man nicht ahndete, um seinen Anschlag auszuführen. Endlich nahm der Doge das Wort und sagte, man würde sich über diesen vorgeblichen Schimpf verantworten, wenn er sich zuvor über die Zurüstungen zum Kriege, die man bei ihm gefunden hätte, erklärte; da er ein Diener des Friedens wäre, könnte man mit Grund diese Anstalten verdächtig finden. Bedemar erwiederte, daß er nicht begriffe, wie Leute, die den Ruf der Klugheit hätten, eine solche Beleidigung mit einem so groben Vorwand entschuldigen könnten; sie wüßten so gut als er, daß er schon mehrmals dergleichen Vorrath zur Verwahrung gehabt hätte, um ihn nach Neapel und in den Tirol zu schicken; was die Waffen beträfe, so wäre weltbekannt, daß nirgends bessere gearbeitet würden als in den Städten der Republik; und was die Feuerwerke und andre Dinge dieser Art anbelangte, so hätten sich einige Künstler von ausgezeichneter Geschicklichkeit ihm angeboten, und er hätte ihnen aus Neu-

gierde in seinem Hause etwas zu thun gegeben. Hier unterbrach ihn der Doge und sagte, diese Künstler wären Elende, die zur Schande des Menschengeschlechts lebten. Zu gleicher Zeit zeigte er dem Gesandten ein Kreditiv an den Stadthalter von Mailand, das man in Renaults Papieren gefunden hatte, nebst andern Briefen von dem Herzog von Ossuna. Bedemar antwortete, er hätte schon oft genug erklärt, daß er das Betragen dieses Herzogs nicht zu verantworten gesonnen wäre; das Kreditiv erinnerte er sich einem französischen Edelmann gegeben zu haben, den ihm der französische Gesandte empfohlen und der in Mailand zu einer besondern Angelegenheit diese Sicherheit gewünscht hätte; daß übrigens die Republik in diese besondere Angelegenheit verflochten wäre, häte er nicht gewußt. Der Doge sah aus diesen Antworten, daß sie dem Marquis niemals ausgehen würden; er begnügte sich, ihm die Ruchlosigkeit seines Anschlags mit vielem Ernst vorzuhalten, und schloß mit der Betheurung, daß keiner von ihnen dem König seinem Herrn den geringsten Antheil daran zutraute. Bedemar zeigte darüber den ganzen Unwillen eines rechtschafnen Mannes, dessen

Ehre fälschlich angeklagt wird; er wäre von einer Nazion, der Tapferkeit und Klugheit zu natürlich wären, als daß sie nöthig hätte, schlechte Künste hervorzusuchen, um ihre Feinde zu verderben; der König, sein Herr, hätte Mittel sie durch offenbare Gewalt, ohne Verrätherei, zu zerstören; und sie würden es vielleicht nur zu bald erfahren. Hierauf verlies er den Saal, ohne Verbeugung, ohne allen Abschied. Seine Begleiter baten ihn einige Augenblicke in einem benachbarten Gemach auszuruhen, bis der Senat die nöthigen Befehle zu seiner Fluchr gegeben hätte. Schnaubend vor Wuth und ohne zu antworten, lies er sich führen, wohin man wollte. Der Pöbel hatte sich auf dem Plaz versammelt, und wollte ihn zerreissen, sobald er von dem Senat entlassen wä e. Aber während dieser Zeit konnten die Leute, die der Senat mit Wache in sein Haus schickte, seine Bedienten und seine kostbarsten Sachen einschiffen lassen. Alsdann holte man ihn selbst, und brachte ihn durch geheime Ummwege, mit sichrer Begleitung, auf eine wohlbewafnete Brigantine. Der Pöbel tobte über seine Entwischung und machte sich Bildsäulen von ihm und dem Herzog von Ossuna,

suna, die er behandelte, wie er sie selbst behandelt hätte, wenn sie in seiner Gewalt gewesen wären.

Zugleich schickte man dem General von der Flotte Befehl, den Kapitän Jacques Pierre, Langlade, und die andern Offiziere, die mit dem Kapitän verbunden waren, unverzüglich in das Meer zu werfen. Da man sie auf ihrer Hut vermuthete, wurde ein Fahrzeug von der fremdesten Bauart gewählt, um diesen Befehl zu bringen, damit sie nicht glaubten, daß es von Venedig käme, und man zeichnete den Leuten, die sich in dasselbe sezten, einen grossen Umweg vor, damit sie von einer andern Seite als von Venedig herzukommen schienen. Man hat nachher erfahren, daß der Kapitän die ganze Nacht in der Erwartung gestanden und sich in das beste seiner Schiffe geworfen hatte, sobald das Fahrzeug angekommen war, gleichsam, als hätte er die Wahrheit geahndet, und, um sich auf allem Fall in Vertheidigungsstand zu sezen. Wahrscheinlich aber stund er noch an, sich zu erklären, weil der Schrecken leicht ohne Grund seyn konnte. Der General verlor keinen Augenblick und schickte zwey auserwählte und unverdächtige Leute auf sein Schif.

Sie

Sie erschienen ohne sichtbares Gewehr, fanden ihn allein, näherten sich ihm mit der größten Unbefangenheit, stießen ihm auf einmal ihre Dolche in's Herz, und warfen ihn in die See, ohne daß jemand etwas merkte. Eben so und eben so heimlich wurde Langlade nebst vierzig Offizieren aus dem Wege geräumt.

Renault wurde unterdessen in Venedig verhört und blieb dabey, daß er von nichts wüßte. Vergebens hält man ihm das Kreditiv an Dom Pedro vor, einen Spanisch geschriebenen Paß für alle Länder Spanischer Bothmäßigkeit, verschiedne beträchtliche Wechsel, und tausend Pistolen in Gold, die man bei ihm gefunden hat. Er will weder den Spanischen Gesandten noch den Stadthalter von Mailand kennen; irgend ein Bösewicht hat den Paß und das Kreditiv unter seine Papiere gethan; zu den Wechseln und zu dem Golde bekennt er sich, es ist der lezte übriggebliebene Rest seines Vermögens. Er hält alle Grade der Tortur aus, und sagt nichts aus, als daß er ein armer, rechtschafner Greis, ein Edelmann ist, und daß Gott ihn rächen wird. Man verspricht ihm die Erlassung der Strafe,

er beharret auf dem hartnäckigsten Stillschweigen. Endlich, nachdem er verschiednemal, auf alle mögliche Weisen gefoltert worden war, wurde er im Gefängnis erdrosselt, und als Verräther öffentlich an einem Fusse gehängt. Eben so wurden die drei Feuerwerker, der Lieutenant des Grafen von Nassau, Bribe, Lorenz Brülard und die zwei Offiziere vom Arsenal bestraft, nachdem sie die Tortur mit eben derselben Standhaftigkeit ausgehalten hatten. Brainville, Theodor und mehr als dreihundert Offiziere wurden insgeheim erdrosselt oder ersäuft.

Vergebens mahnte der unglückliche Jaffier den Doge und die Zehn an ihren Eid. Er war erst nach einer langen und reifen Berathschlagung gebrochen worden. Viele waren sogar dafür, daß man ihn pünktlich hielte. Aber das allgemeine Entsezen und die noch fortdauernde Furcht überwog die Gewissenhaftigkeit. Man führte zur Beschönigung des Meineids an, daß man auch ohne Jaffier, durch die zwei französischen Edelleute die Verschwörung zeitig genug erfahren haben würde, und daß der Senat also berechtigt wäre, Jaffiers Entdeckung als ungeschehen zu betrachten. Man

wandte

wandte übrigens alles an ihn zu besänftigen. Man bot ihm Geld, man bot ihm Dienste an. Er schlug alles aus, verlangte nichts als das Leben seiner Freunde, und gieng endlich voll Verzweiflung aus Venedig. Der Senat, der es erfuhr, schickte ihm einen Befehl, binnen drei Tagen bei Lebensstrafe das Venetianische Gebiet zu räumen, und viertausend Zecchinen, die man ihn zu nehmen zwang. Aber seine Gewissensbisse liessen ihm keine Ruhe. Unterwegens erfuhr er, daß der Anschlag von Brescia noch im Stande wäre zu gelingen. Die Begierde, sich an dem Senat zu rächen, trieb ihn nach Brescia. Aber in den Papieren der Verschwornen hatte der Senat Licht über diese Unternehmung gefunden. Man schickte unverzüglich Truppen dahin, die sich der wichtigsten Posten bemeisterten und den Anschlag vereitelten. Einige Spanier hatten sich in die Stadt geschlichen, sie kamen alle um; Jaffier, der wie ein Verzweifelter an ihrer Spitze focht, wurde ergriffen, nach Venedig gebracht, und wenige Stunden darauf in das Meer geworfen.

Der Tod dieses Unglücklichen stellte die Ruhe dieser grossen Stadt ganz wieder her, und

die

die erste Sorge des Senats war nun, sich vom Spanischen Hof einen andern Gesandten auszubitten. Dom Louis Bravo wurde zu diesem Posten ernannt, mit dem Befehl, unverzüglich abzureisen. Bedemar gab ihm, wie gewöhnlich, eine Instruktion, die fast ganz auf zwei Punkte hinauslief. Der erste war, daß er bei aller Gelegenheit das Betragen seines Vorfahren laut tadeln und in den gleichgültigsten Dingen ein entgegengeseztes annehmen sollte; der andre, daß er in allen Angelegenheiten, welche die Vorrechte der Republik betreffen würden, sich ganz allein nach dem squittinio della liberta Veneta richten sollte; und die Ausdrücke, mit denen er sich an verschiednen Stellen dieser Instruktion darauf bezieht, verrathen, so behutsam sie auch gewählt sind, seine Vaterliebe zu dieser Schrift deutlich genug.

Der Senat lies in allen Venetianischen Staaten ein ausdrückliches Verbot ergehen, weder dem König von Spanien noch den Spaniern das mindeste von der Verschwörung zuzurechnen. Die zwei Franzosen, denen man für die Entdeckung verbunden seyn wollte, bekamen ein Geschenk von dreissig tausend Dukaten.

Dom

Dom Pedro verabschiedete vollends seine Truppen und gab Vercelli heraus. Der Herzog von Ossuna sezte die Frau und die Kinder des Hauptmann Pierre wieder in Freiheit, und überhäufte sie mit Wohlthaten. Der Marquis von Bedemar wurde von seinem Hofe als Statthalter nach Flandern geschickt, und bekam einige Jahre darauf von Rom aus den Kardinalshut. Aber freilich konnte nichts auf der Welt einem Geiste wie dem seinigen ersezen, was er in Venedig verloren hatte.

III.

Die Verschwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz im Jahre 1478.

Die Stadt Florenz war verschiedene Jahrhunderte zuvor, eh sie einem Herzogthume den Nahmen gab, eine der reichsten und bevölkertsten *) Städte in ihrem Bezirk, und strebte früh nach Unabhängigkeit. Schon unter Kaiser Friedrich dem zweiten legte sie den Grund zu ihrer Freiheit, und die Errichtung der Zünfte im Jahr 1215. wo ihre Regimentsform zuerst sich bildete, führte sie allmählig zur Demokratie, wozu die Zwistigkeiten der alt-adelichen Häuser, die sich unter einander selbst aufrieben, und die Wohlhabenheit der betriebsamen Bürger nicht wenig beitrug.

Rudolph von Habsburg verkaufte ihr, bei einem großen Geldbedürfnis, den Rest der Reichs-Ansprüche für sechstausend Kronen, und sie

*) Sie konnte, nach zuverläßigen Geschichtschreibern, in ihrem blühendsten Zustande, 30 tausend Mann reguläre Truppen und 80 tausend gewaffnete Bürger und Landmiliz ins Feld stellen.

sie vertheidigte nachher ihre Freiheit männlich gegen Heinrich von Luxenburg. Ihre Demokratie ward um so viel strenger, je größer das Bestreben des Adels, sich mächtig zu machen, von Zeit zu Zeit gewesen war, und je weniger es ihm geglückt hatte. Nach vielen vergeblichen Versuchen, einen Theil der Regierung an sich zu reißen, ward er endlich gegen das vierte Dezennium des vierzehnten Jahrhunderts so niedergedrückt, daß er sich seitdem nie wieder erhohlte. Er mußte ganz bürgerlich werden, bey gegründetem Verdachte gefährlicher Absichten Nahmen und Wappen verändern, seine stärksten, und der Stadt am nächsten gelegenen Landgüter, seine Zufluchtsörter verkaufen; und es war Belohnung für wichtige dem Staate geleistete Dienste, wenn ein Ritter (w. z. B. Benchi Bondelmonte gegen Ausgang des viertzehnen Jahrhunderts) in die Volksklasse eingeschrieben wurde, die auch, während der glücklichsten Handelsperiode der Florentiner, die reichste war.

Jede Zunft hatte ihren Anführer, der im Rathe saß und Gonfaloniere hieß, weil er in Kriegszeiten die Zunftfahne trug. Von allen diesen Tribunen war der Gonfaloniere der Re-

publik, der in der letztern Zeit alle zween Monathe abgelöst wurde, das Haupt, hatte die oberste Justizstelle, und machte während seiner Regierung einen vollkommnen Diktator.

Nachdem, wie gedacht, der Adel seine Macht und sogar seinen Einfluß in Florenz verlohren hatte; schwungen sich angesehene Bürgerfamilien durch Reichthum, Leutseligkeit, Beredsamkeit, Freigebigkeit zum gemeinen Besten, und gegen einzelne Nothleidende, und durch eigne Klugheit ihrer empor.

Eine der vornehmsten unter diesen waren die Medici. Sie zeichnen sich schon in der Geschichte, unter Walthern, Herzog von Athen, aus, der ums Jahr 1342. die ihm übertragene Statthalterschafft der florentinischen Republik zur Despotie misbrauchte; waren immer heftige Vertheidiger des demokratischen Systems; halfen Walthern vertreiben und kurz nachher den Adel zu Grunde richten. Sie hielten sich damahls zur geringern Volksklasse, (Popolani di minor sorte) und der Umstand, daß sie unter die zahlreichen, wohlhabenden und vielvermögenden Zünfte der Wollarbeiter sich hatten einschreiben lassen, (denn auch die Vornehmsten vom Adel oder Bürgerstande mußten

ten in gewisse Künstler- oder Handwerksgilden eingeschrieben seyn) trug zu ihrer Erhebung nicht wenig bei.

Im Jahre 1378. zur Zeit eines Aufstandes, den das Volk zu Florenz wider einige alte aristokratisch-gesinnte Familien erregte, gelangte ein Sylvester Medici, ein schlauer und unternehmender Mann, zur Würde eines obersten Gonfaloniere, wurde vom Volke zum Ritter ernannt, und gab seinem Namen einen Glanz, der in der Geschichte dieser Familie Epoche macht. Auch kurz nach ihm war das Ansehen eines ihrer Häupter Veri, bei dem Volke so groß, daß es nur an ihm selbst lag, sich zum Herrn der Stadt zu machen.

Am Ende des vierzehnten, und zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts lebten die Medici unter dem Drucke, und wurden, theils weil sie sich an verhaßte Familien anschlossen, theils weil einige von ihrer Gegenparthei aus dem Adel wieder mehr Einfluß erhielten, nicht nur von obrigkeitlichen Aemtern verdrängt, sondern auch oft um einen großen Theil ihres Vermögens gebracht. Da aber diejenigen Häuser, die inzwischen die Oberhand hatten, sich ihres günstigen Schicksals zu sehr überhoben, und allge-

allgemeines Misvergnügen erregten: stieg das Glück der Medici von neuem durch Johann, einen der reichsten Bürger im Staate, und der in vielerley Rücksicht, besonders von der Seite der Uneigennützigkeit, dem Sylvester überlegen war. Er hatte zwar weniger Feuer und Suade, aber seine Klugheit ersetzte diesen Mangel reichlich, und er gewann die Herzen durch ungekünstelten Vortrag der gesunden Vernunft. Er drang sich nicht zu, und erhielt durch Bescheidenheit mehr, als andere mit Ungestüm. Johann war aller Menschen Freund und seine Wohlthätigkeit zuvorkommend *).

Sein Sohn war der, in den allgemeinen Annalen, und der besondern Geschichte des Handels, der Künste und Wissenschaften, so berühmte ältere Cosmus; der selbst mit Königen seiner Zeit im Aufwand wetteifern konnte, und sie vielleicht in edler Anwendung seiner Reichthümer **) noch übertraf. Er hatte Comptoire von

*) Er starb 1428. vom Volke der Vater der Armen genannt.

**) Ob er diese blos seinem unternehmenden Geiste, oder zugleich einem ihm, vom abgesetzten Pabste Johann XXIII. kurz vor dessen Tode, entdeckten Schatze zu danken hatte, überlassen wir seinen Biographen zur Entscheidung.

von Andalusien an bis nach Persien, und stand mit den damahligen Türkischen Kaisern im Briefwechsel. Sie duldeten seine Faktore in ihren Thracischen und Klein-asiatischen Handelsstädten, statt der Genuesischen und Venezianischen, die aus Staatsursachen hatten weichen müssen. Die Emire von Babylon und die Mamelucken in Egypten waren seine Freunde und beförderten seine Transporte von Seide, und andern theuren Waaren aus Indien, zu seiner großen Kosten-Erleichterung. Er nützte die Bedrängnisse der letzten Griechischen Kaiser, die ihm, wenn ihre Kassen leer waren, unschätzbare Edelgesteine und außerordentlich kostbares Geräthe, Ueberbleibsel von der alten Pracht der Justiniane und Porphyrogennete, um eine Kleinigkeit verkauften.

Bei diesen ergiebigen Quellen seines Reichthums, war seine Bürger- und Vaterlandsliebe und sein Geschmack für alles Gute und Schöne, Enthusiasmus. So wohlthätig indessen des Cosmus Politik war; so fand sie doch ihre Feinde, besonders unter dem alten Adel, der die Medici längst beschuldigte, daß ihre Volksliebe nicht auf Erhaltung der Demokratie, sondern darauf abziele, die Häupter ihres Geschlechts all-

mächtig im Staate, und nach und nach souverän zu machen. Schon wurden Plane ausgedacht, wie Cosmus zu Grunde zu richten sei, die aber Uzano, einer der größten Männer der anti-medizäischen Parthei, als höchstgefährlich widerrieth, und die Urheber dieser Anschläge an die unzähligen Beyspiele des Verhängnisses erinnerte, das den stets getheilten Florentinischen Adel treffe, so oft er sich dem Volke mit Gewalt entgegen stelle. Weiter gab er ihnen zu bedenken, „daß man schwerlich Klagpunkte „genug wider Cosmus zusammenbringen würde, „um ihm mit einem Scheine des Rechts das Le„ben absprechen zu können: ließe man ihn aber „heimlich umbringen, so wäre man keinen Au„genblick sicher, einen viel ärgern Tyrannen an „seiner Stelle zu sehen. Verbannte man ihn, „so würde sein Exil vermuthlich nicht lange dau„ern; und gegen den alsdenn zurückkehrenden „Cosmus wäre der jetzige gewiß gülden.“ —

Diese Vorstellungen beruhigten die Misvergnügten eine Zeitlang: als aber der gemäßigte und vorsichtige Uzano starb; sammleten sie sich wieder unter Reinald Albizzi und erneuerten ihren Anschlag. Es ward ein Gonfaloniere von ihrer Parthei gewählt, der den

Cosmus

Cosmus in Verhaft nehmen ließ. Man beredete das Volk, daß er an dem seit einiger Zeit sich äußernden nahrungslosen Zustande der Stadt allein schuld sei, weil er zu Ersparung der Transportkosten bei seinem Handel, viele rohe Produkte in fremden Ländern verarbeiten lasse, die sonst blos in Florenz verarbeitet worden; wodurch nicht nur den Bürgern so viel Gewinnst entgehe, sondern auch die Fabrikgeheimnisse Ausländern bekannt würden: und daß er durch die wohlfeilern Preise seiner Waaren alle Kaufleute in der Stadt zu Bettlern mache u. s. w.

Es war darauf abgesehen, ihm Gift beizubringen; doch zum Glück bekam der Gefangene einen mitleidigen Wächter. Er fand Mittel, 1500 Dukaten in die Hände zu bekommen, wovon er dem Gonfaloniere, der selten bey Gelde war, tausend zubrachte, und dadurch seine richterliche Gunst gewann. Er wurde verhört, und eh man's dachte, sein Prozeß mit dem Urtheil einer fünfjährigen Verbannung nach Padua geendigt. Dieß geschah im Jahre 1433. Der Verbannte empfieng überall im Auslande fürstliche Ehrenbezeugungen. Die Venezianer schickten ihm einen Gesandten zur Bewillkommung. Cosmus legte in Venedig Mannufakturen und

ein Comptoir an, die den Handel ganz dorthin zogen. Hatte man je über Nahrungslosigkeit in Florenz geklagt, so klagte man itzt weit ärger: man wollte verzweifeln. Kaum war ein Jahr vergangen, als Cosmus Freunde schon an seiner Zurückberufung arbeiteten. Sie vermittelten, daß ein Gonfaloniere von ihrer Parthey gewählt wurde. Die Gegenparthei widersetzt sich; aber man dringt mit gewaffneter Hand durch, und der Exilirte wird ehrenvoll zurückberufen, im Triumph eingeholt, und vom Volke Vater des Vaterlands genannt. Albizzi und sein Klubb, und alles was ihren Geist athmete, mußte das Gebiete der Stadt meiden. Dieser Cosmus war es, der seinem Geschlechtsnahmen fürstliche Würde einprägte. Mit ihm fieng man an, die Medici wie ein regierendes Haus zu betrachten. Er verwandte unermeßliche Summen zum gemeinen Besten, und zur Verschönerung der Stadt; baute einige Kirchen und fünf Klöster beinah von Grund aus: ja er stiftete sogar aus seiner Kasse ein Spital für arme und kranke Pilger zu Jerusalem. Alles war ihm schuldig; denn er kam, wie sein Vater, dem Bedürfnisse der Hohen und Niedern mit Wohlthätigkeit zuvor. Doch bei allem

diesem Aufwande für den Staat hielt er sich einfach und bürgerlich, um nicht den Neid aufzureizen, noch Verdacht zu erwecken, daß er einen Fürsten vorstellen wolle. Sein dreißigjähriger, ununterbrochener Wohlstand war grossentheils eine Folge dieser Mäßigung. Er starb als fünf- und siebenzigjähriger Greis, 1464. und empfahl seinen Sohn Peter den Rathschlägen eines Diotisalvi Neroni, dem er sich sehr verbindlich gemacht, und der sein unbeschränktes Vertrauen hatte.

Neroni dachte ganz etwas anders, als das medizäische Haus in der Höhe zu erhalten; er machte vielmehr den falschen Freund. Peter gab ihm die Rechnungen über seinen Vermögensstand, über diese stellt' er sich äußerst erschrokken, und rieth ihm, je eher je lieber seine aussenstehenden Schulden einzukassiren, sein Falliment würde sonst unvermeidlich seyn. Peter Medici folgte, und es entstand daraus, was Neroni gehofft hatte: allgemeines Murren. Viele mußten verderben, wenn man sie auf der Stelle zur Zahlung nöthigte: viele hielten die vom Cosmus ihnen vorgestreckte Summen für so gut als geschenkt, und wahrscheinlich hätte Letzterer sie auch nie wiedergefodert: andere gaben

ben dergleichen Darlehne, deren Bescheinigung man vernachläßigt hatte, für wirkliche Geschenke aus.

Diese Umstände suchte Neroni zu seiner Absicht anzuwenden und konspirirte mit Lukas Pitti, Niklaus Soderini und Agnolo Acciajuoli wider die Medici. Zum Glücke für Petern waren seine und seines Hauses Gegner, wie gewöhnlich, gegen einander selbst eifersüchtig; und die Verschwörung wurde durch den, der dabei den Kanzler machte, Petern entdeckt *). Zu einer andern Zeit wurde ihm aufgelauert, und man wollt' ihn ermorden, wenn er von seinem Landgute, wo er eine Kur brauchte, in die Stadt kommen würde; aber ein guter Geist wachte über ihm und gab ihm den zufälligen Gedanken ein, einen Freund zu besuchen, eh er bei seinem eignen Hause abstieg. Er kam also auf der seiner Wohnung entgegenstehenden Seite in die Stadt, und täuschte seine Nachsteller, ohne daß ers selbst wußte.

Obgleich Peter Medici kränklich und podagrisch, und lange kein Cosmus war; so fehlt' es ihm doch nicht ganz an Geist und Entschlossen:

*) Dieß geschah im Jahre 1466.

senheit, vielweniger an edler Denkart: er wußte einst den vorhingedachten Neroni in einer öffentlichen Versammlung der Häupter der Stadt, durch Vorwürfe seiner Falschheit und Undankbarkeit so verhaßt darzustellen, daß das aufgebrachte Volk Letztern, ohne Peters Vermittelung, auf der Stelle getödtet hätte. Die Medizäische Parthei ward auch, nachdem alle ihre Gegner exilirt, und für Feinde des Vaterlands erklärt waren, so stark, daß Peter selbst ihr den Misbrauch ihrer Macht und ihren tyrannisirenden Uebermuth hart verwieß, und im Begriff war, die verbannten Häupter seiner Gegenparthei in die Stadt zurückberufen zu lassen, um eine Art heilsames Gleichgewicht in die Regierung zu bringen; — — als er starb.

Seine noch unmündigen Söhne, Laurenz und Julian, beide mit großen Anlagen gebohren, nur daß jener mehr Ehrgeiz und Feuer, dieser sanftere Empfindungen verrieth, traten nun, unter Anführung Thomas Soderini, Bruder desjenigen, der gegen ihren Vater mit konspirirt hatte, auf den Schauplatz. Grösser, oder wenn man lieber will: feiner dachte Thomas. Er kannte die Florentiner, die sich

schon

schon an das medizäische Haus mit Gefühlen von Ergebenheit, Verehrung und Liebe gewöhnt hatten, und einen neuen Götzen, zwar um seiner Neuheit willen eine kurze Zeit verehren — aber ihn bald wieder mit Wuth wegschleudern konnten; und doch mußten sie einen Götzen haben. Umsonst wurden ihm daher die Aufwartungen gemacht, als einem der selbst auf das Staatsruder, das er für andere führte, die gerechtesten Ansprüche hätte; umsonst waren die Briefe fremder Souveräns in öffentlichen Angelegenheiten an ihn addressirt: er wieß seine Höflinge an die jungen Medici, die der versammelte Rath für seine Kinder erklärte, so wie diese das Volk ihre Väter nannten; und die Depeschen ließ er unbeantwortet.

So hatten also weder Alter noch Siechheit, weder Sterbefälle noch Minderjährigkeit der Häupter des medizäischen Hauses; weder heimliche Nachstellung noch offenbare Verfolgung seinen Umsturz bewirken können. Es stand viel mehr nach seinem Triumphe unter Petern noch fester: als eine ihm besonders gehässige uralte und reiche Familie, die Pazzi, auf seinen Untergang sann.

Cosmus

Cosmus, der schon ihre Eifersucht kannte, hatte einem unter ihnen Willhelm, Neffen ihres Aeltesten *), seine Enkelin Blanka, Laurenz und Julians Schwester, zur Ehe gegeben, und unter dem Schirme dieser Verwandschaft lebten die beiden Häuser einige Zeit, dem Scheine nach im besten Vernehmen. Nach Peters Tode waren Julian Medici und Franz Pazzi tägliche, im Hang zum Vergnügen sympathisirende Umgangsfreunde: aber Letzterer trug bey guter Zeit den Samen der Verrätherei im Herzen, der nachher, durch eine gemeinschaftliche Liebschaft genährt, schreckliche Früchte trug, und die berufene

Verschwörung der Pazzi gegen die Medici

hervorbrachte.

Franz faßte gegen eine junge und schöne Dame, Camilla Cafarelli, von gutem Hause, aber ohne Vermögen, die er bei einem von den Medici

*) Jede angesehene Familie hatte ihr Haupt, mehrentheils den Aeltesten unter ihr, der als Befehlshaber der ganzen Familie galt.

Medici angestellten Turniere hatte kennen lernen, eine heftige Leidenschaft, und bewarb sich um ihre Hand; hielt aber diese Leidenschaft vor seinem Freunde Julian verborgen. Julian liebte Camillen nicht minder, und ward vorgezogen; es sei nun, daß dessen bloßer Geschlechtsnahme, oder mit diesem zugleich sein edlerer Charakter ihre Wahl bestimmte: er ließ sich mit ihr heimlich trauen. Franzen war dieser Triumph seines Nebenbuhlers eine Hölle; er hatte ohnedieß genug Demüthigungen von den Medici verschluckt, deren Uebermacht ihm unerträglicher war, als irgend einem von seinem Hause, und durch deren Einfluß in die Urtheilssprüche des Raths die Pazzi bald zurückgesetzt, bald eingeschränkt, bald, wie er glaubte, auffallend vervortheilt wurden.

Familienstolz und Wetteifer und persönliche Eifersucht vereinigten sich nun in Franzen und kochten Rache, eh er noch die heimliche Heirath erfuhr. Er besprach sich mit seinem Vertrauten, Bernhard Bandini, einem abscheulichen Menschen, abgefeimt wie ein Dieb und verwegen wie ein Straßenräuber, der ebenfalls vom medizäischen Hause einst beleidigt worden war. Dieser nährte seine Rachsucht auf eine

Art,

Art, die zugleich seinem Stolz schmeichelte; und schlug ihm vor, eine Verschwörung gegen die Medici anzustiften, die, wie er sagte, ihm ohnfehlbar gelingen würde, da der Mißvergnügten in der Stadt viele wären. Laurenz und Julian müßten zugleich ermordet werden; und das würde dem Staate die längstgewünschte veränderte Gestalt geben; manche große Seele, die itzt unter dem Drucke seufzte, empor heben, und seinen Namen unsterblich machen: statt daß der heimliche Mord seines Nebenbuhlers vielleicht den seinigen bewirken, und nichts als eine bald vergessene Stadtgeschichte von einer ausgeübten Privatrache dem Publikum hinterlassen würde.

Franz Pazzi ließ sich dieses gesagt seyn. Da er oft in Rom war, wo er, um seiner Verschwendung zu Hülfe zu kommen, einen Bankohandel trieb, und mit Hieronymus Riario, Grafen von Furli, Sixtus des vierten Sohne, auf einem sehr freundschaftlichen Fuß stand: so braucht' ihn der Pabst zum Schatzmeister, und er mußt' ihm, in Geldbedürfnissen für seine sogenannte Nepoten, Finanzprojekte machen. Er nahm also Gelegenheit, bey seiner nächsten Wiederkehr dahin, mit dem Grafen, der seines

Vaters uneingeschränkte Gunst besaß, von seinem Entwurfe zu reden, um den Pabst selbst mit hinein zu ziehen.

Nun hegte Sixtus ohnehin Groll gegen Laurenz Medici, der zur Wiedervergeltung für verschiedene Kränkungen, es gewagt hatte, ihm einige wichtige Absichten, die das Interesse des päbstlichen Stuhls, oder seiner Nepoten betrafen, zu vereiteln oder zu erschweren. Er hatte z. B. den Vitelli, den der Pabst Cità di Castello belagern ließ, um es seinem trauten Geronymo einzuräumen, eine gute Zeit mit Geld und anderer Hülfe unterstützt, und ihm eine vortheilhafte Kapitulazion zu Wege gebracht: *) hatte den Pabst verhindert, Faenza, dessen Oberherr, Astor Manfredi, von seinen Gläubigern, und vom päbstlichen Lehnhofe gedrängt wurde, um ein Spottgeld für eben diesen lieben Sohn zu kaufen; und entweder aus Staatsursachen oder aus Menschlichkeit, durch heimliche Vorschüsse oder Bürgleistungeu, einen anneh-

*) Durch diese wurd' er sogar in den Stand gesetzt, den Ort wieder zu erobern, und die Garnison des Riario zu vertreiben; worüber der heilige Vater vor Zorn geweint haben soll.

nehmlichen Vergleich zwischen beiden Parteien vermittelt.

Endlich erschwerten auch die Florentiner unter Laurenzens Anleitung, dem Erzbischoff Salviati zu Pisa, einem Manne von den schlechtesten Grundsätzen, der mit Widerwillen der Medici, durch den Kredit der Pazzi in Rom, diese Würde erlangt hatte, die völlige Besitznehmung und den Genuß seines Erzbisthums: da sie ihm verschiedene dazu gehörige Einkünfte zurückhielten, die aus ihrem Gebiet erhoben wurden.

Franz trug seinem Freunde Riario die Sache vor. Er würde, sagt' er, seine Herrschaften nie ruhig besitzen können, wenn einst sein grosser Beförderer stürbe: die Medici, deren Gewalt und Insolenz zu einer unerträglichen Höhe gestiegen sei, würden über lang oder kurz, mit dem neuen Pabste, oder einer andern Macht verbunden, alles anwenden, ihn daraus zu vertreiben. Der Gedanke sey ihm äußerst schmerzhaft, und er habe aus diesem und andern wichtigen Beweggründen, den großen Entschluß gefaßt, diese Tyrannenbrut auszurotten. Doch zu einer solchen Unternehmung sei ihm der nachdrücklichste Beystand des heiligen Va-

ters nöthig. Sein Plan sey eine Verschwörung, und die beyden Brüder müsten sterben. — Riario prieß diese Idee vortreflich, und versprach alle mögliche Unterstützung vom Pabste, der ihm nichts abschlug. Und was konnt' ihm bei seinen bekannten Gesinnungen gegen die Medici, erwünschter seyn, als dieser Vorschlag, der ihm mit der Hoffnung schmeichelte, entweder die Regierung in Florenz künftig nach seinem Sinne zu leiten, oder gar den Staat seinem Liebling in die Hände zu spielen? *)

Unterdessen theilten Franz Pazzi und der Graf Riario ihr Vorhaben dem Erzbischoff zu Pisa, Franz Salviati mit, der ihrem Bunde mit

*) Das Mitwissen des Pabstes und dessen Absicht bei diesem Projekt erhellet unter andern aus Infessura diar. Roman. in Muratori T. III. P. 2. Sciptor. rer. Italicar. p. 1146 und in Eccard. corp. hist. med. aevi Tom. II. p. 1863. „per togliere lo stato a Lorenzo di Medici e darlo al Conte Geronimo —“ Ueberhaupt, wer die Laster Sixtus 4. des Haupt-Urhebers des Nepotismus, kennen lernen will, der lese die halb in barbarischem Latein und halb italienisch geschriebene Chronik dieses Römischen Stadtschreibers beim Sterbejahr jenes Pabstes 1482. und er wird auffallende Abscheulichkeiten von Seiten des Geschilderten und unbegreifliche Freimüthigkeit von Seiten des Annalisten finden.

mit aller Herzensfreude beitrat. Da sie aber einsahen, daß vor allen Dingen der Familien-Aelteste und Franzens Onkel, Jakob Pazzi, darinnen seyn müßte; so sucht' ihn Franz zum Beitritte zu gewinnen, fand ihn aber dazu zu gemäßigt und vorsichtig: denn er wandte ein, daß ihre Parthei viel zu schwach, und bei dermaligem Geiste des Volks zu Florenz, eine Unternehmung gegen das medizäische Haus höchst gefährlich wäre: daß die beiden Brüder die Gewohnheit hätten, selten an einem Orte zusammen zu treffen, welcher Umstand doch bey der Sache wesentlich sei; und so nannt er noch mehrere Schwierigkeiten, mit dem nachdruckvollen Zusatze: man müsse lieber Unrecht und Beleidigung dulden, wenn sie nur irgend erträglich wären, als daß man das Schlimmste wagte; Zeit und Vorsehung könnten die Lage der Sache schnell ändern. —

Franz und Riario dachten also auf andere Mittel, ihn auf ihre Seite zu bringen. Sie wandten sich an den päbstlichen General *) Montesecco, einen eben so braven Soldaten,

*) Condottiere, der ein Corps von ein- oder etlichen tausend Mann kommandirte.

als klugen und zuverlässigen Geschäfftsmann, der des Pabstes und seines Favoriten großer Schuldner, mit den Medici aber wegen eines gewissen Mißverständnisses im gegentheiligen Falle war; und verlangten fürs erste seinen Beistand, und dann, daß er auch Jakob Pazzi zur Theilnahme an ihrem Vorhaben bereden möchte. Montesecco fand die Sache äußerst mißlich: seine Bedenklichkeiten waren meist die nämlichen, die Jakob schon angeführt hatte. Der Erzbischoff bestritt sie aber alle mit vieler Hitze, und versicherte ihm, daß ein großer Theil des florentinischen Volks wider die Regierung murre, und sich zu der, ohnedem starken Partei der Pazzi und Salviati schlagen würde: der Unterstützung des Pabstes und des Königs von Neapel sei man gewiß, und die beiden Brüder, Laurenz und Julian könnten, da sie oft ohne Argwohn und unbegleitet durch die Stadt giengen, und auf ihre Landhäuser reiseten, leicht weggeräumt, und dann nach ihrem Tode die Regierung nach Gefallen verändert werden. Montesecco ließ das alles dahin gestellt seyn, mistraute aber jenen Nachrichten von Florenz sehr, weil er ganz verschiedene von sichrer Hand hatte, und wollte sich zu nichts entschließen; stellte ihnen

nen auch noch vor, wie nöthig es sei, Truppen in der Nähe von Florenz bereit zu halten, und wie bei dermaliger Ruhe in Italien, schlechterdings kein schicklicher Vorwand existire, dergleichen in Bewegung zu setzen.

Indeß erscholl die Nachricht, daß Karl Manfredi, Graf von Faenza, Astors Sohn, auf dessen Gebiete theils der Graf Riario, theils die Florentiner, verschiedene Ansprüche machten, gefährlich krank sei. Franz und Riario fanden in diesem Zufalle eine bequeme Gelegenheit, verschiedene nöthige Anstalten zu ihrem Verhaben zu treffen, ohne bei der Medizäischen Partei Verdacht zu erregen. Sie beschlossen nämlich, den Montesecco nach Romagna, vorher aber nach Florenz zu schicken. Hier könnt' er zum Schein, sich mit Laurenz über ihre gemeinschaftlich zu nehmende Maasregeln berathschlagen und seine Gesinnungen ausforschen; zugleich aber Jakob Pazzi zur Theilnahme an der Verschwörung zu bereden suchen. Man veranstaltete, daß vor seiner Abreise von Rom, der Pabst selbst mit ihm sprechen mußte, der seine ganze Macht zu Förderung des Entschlusses, die Brüder Medici aus der Welt zu schaf-

fen, zusagte: es sollt' auch ein Vorwand geschaft werden, Leute marschiren zu lassen.

Montesecco fügte sich also, unter solchen Umständen, und gieng nach Florenz ab. Als er nun zu Laurenz Medici kam, empfieng ihn dieser außerordentlich höflich, beantwortete alle seine Fragen wie ein Mann von Kopf, und zeigte edle Offenheit und Empfänglichkeit für Freundschaft in seinem ganzen Betragen: so daß der alte Krieger mit Verwunderung sich Laurenzen ganz anders schuf, als er ihm geschildert worden war. Er fand auch nicht die mindeste Spur des Hasses und der Partheilichkeit gegen Riario in seinen Reden, und konnte ihn unmöglich ohne Hochachtung verlassen. Drauf sprach er mit Jakob Pazzi, der noch immer nicht zur Verschwörung stimmen wollte, bis er endlich hörte, daß der Pabst und der König von Neapel ihren Beistand versichert hätten; dann gab er etwas nach, und versprach Montesecco, der itzt nach Romagna gieng, nach seiner Widerkunft, bis dahin auch sein abwesender Vetter Franz wieder in Florenz seyn würde, die Sache weiter mit ihnen beiden zu überlegen. Dieß geschah, und als Jacob auch da noch wankte; nahm Franz alle seine Ueberredungskraft zusammen,

men, stellte seinem Onkel die Demüthigungen nach der Reihe vor, die ihr Haus täglich von den Medici ausstehen müßte; unter welcher Sklaverei die Stadt seufzte, wo zur Despotie nur noch der Nahme fehlte — und schloß damit, daß diese glorreiche und patriotische Unternehmung, die nunmehr hinlänglich unterstützt sei, auf jeden Fall vor sich gehen würde, wenn gleich er, durch seine Ausschließung davon, sie unendlich erschwerte. Jakob gab also sein Wort von sich, und die Anzahl der Verschwornen, wuchs nach seinem Beitritt merklich.

Montesecco reiste nun ab und zu, machte in Florenz Vorkehrungen, beobachtete die Medici, und stattete seine Berichte in Rom ab. Da auch Laurenz die Absicht äußerte, bald dahin zu gehen; so waren einige Verschworne der Meinung, daß man ihn dort, und zu gleicher Zeit in Florenz seinen Bruder, heimlich umbringen lassen könnte: welcher Vorschlag aber, als viel zu unsicher, verworfen wurde; auch reiste Laurenz nachher wirklich nicht dahin.

Unterdeß ward in Rom, unter Riario's und Franz Pazzi's Leitung, ihr Entwurf immer mehr zur Reife gebracht, und man ließ einen gewissen Grafen, Carl Braccio, der gegen

päbstliche Schutzgenossen Feindseligkeiten ausgeübt hatte*), Fehde ankündigen, und Anstalt machen, sein Kastell Montone zu belagern, um den gesuchten Vorwand zu bekommen, Truppen in der Gegend von Florenz bereit zu halten. Ihre Anführer erhielten geheime Ordre, jedem Winke des Erzbischoffs von Pisa und Franz Pazzi's zu gehorchen: auch hatte der König von Neapel Ferdinand, der von der Vertilgung der Medici verschiedene Vortheile hoffte, und ohnedieß blutige Auftritte liebte, versprochen, seinen ältsten Sohn, den Herzog von Kalabrien, ehmaligen General der Florentiner, nach Florenz zu schicken: dieser sollte unter dem Schein, als ob er eine Forderung rückständigen Gehalts negoziirte, den Gang der Begebenheiten in der Stadt beobachten, und ein hinlängliches Corps auf den Fall des Bedürfnisses an der Gränze marschfertig halten.

Der Erzbischoff, Franz Pazzi und Montesecco begaben sich nun, zu wirklicher Ausführung des schrecklichen Entwurfs, nach Florenz, und warben dazu die nöthigen Werkzeuge. Unter

*) S. Machiavells Florentinische Geschichte gegen das Ende des 7. Buches.

ter diesen waren, außer dem mehrgedachten Bandini, Jakob Poggio, der Sohn des berühmten Geschichtschreibers, ein junger, ehrgeiziger Mensch schwärmerisch für Neuheit eingenommen; zween Salviati, ein Bruder und ein Vetter des Erzbischoffs; ein Napoleone Francesi, voller Verwegenheit, und zween Volterra Anton und Stephano ein Priester, sämmtlich Geschöpfe der Pazzi. — Renat Pazzi aber, Jakobs Vetter, ein kluger und gesetzter Mann, kannte das Mißliche solcher Unternehmungen zu gut, und wollte sich durchaus nicht in diese einlassen: er that vielmehr alles, was er mit guter Art konnte, um sie zu hindern.

Sixtus der vierte hatte nach dem frühen Tode seines höchst schwelgerischen und lasterhaften ältern Sohnes, des Cardinal-Nepoten Peters, dessen siebenzehnjährigen Neffen Raphael Sansoni, der in Pisa das kanonische Recht studirte, an seiner Statt zum Kardinal gemacht, und ihn den gleichen Namen Riario annehmen lassen. Die Verschwornen fanden für zuträglich, ihm bei ihrem Trauerspiele eine stumme Rolle zu geben. Er mußte nach Florenz kommen,

men, um die Stadt zu sehen*): seine Ankunft veranlaßte Feierlichkeiten; diese zerstreuten die Aufmerksamkeit des Volks, und verschafften Gelegenheiten, die genützt werden konnten. Man konnt' auch unter seinem standsmäßigen Gefolge eine beträchtliche Anzahl Verschworner und ihrer Handlanger verstecken: und endlich erhob dieß den Muth ihrer Partei nicht wenig, wenn sie unter ihren Anführern einen Kardinal-Nepoten und Liebling des Pabstes zu sehen glaubte; denn vermuthlich war der junge Kardinal nur eine Larve, die von dem, was in den Köpfen vorgieng, nichts wußte.

Er kam also an, und wurde, vor Erreichung der Stadt, von den Pazzi's auf ihrer Villa Montughi prächtig empfangen. Hier versammelte sich der vornehmste Theil der Verschwornen und gieng wegen ihres Vorhabens zu Rath. Sie beschlossen, daß vor allen Dingen Laurenz und Julian an einen Ort zusammen gebracht werden

*) Einige Geschichtschreiber, besonders neuere, sagen, der Pabst habe ihn in der Qualität als Legaten dahin geschickt, wenigstens behauptete Sixtus dergleichen unter seinen Beschwerden gegen die Florentiner. Oder sein Auftrag müßte sehr unbedeutend gewesen seyn.

werden müßten. Man müßte sie daher nur auf den Gedanken führen, den Kardinal einzuladen. Da nun Laurenz selbst ihm aufzuwarten kam, und beim Abendessen blieb; wurde die Unterredung so eingeleitet, daß der Herr Kardinal wünschte, die schöne Villa Fiesole zu sehen, die den Medici gehörte; und Laurenz hatte zu viel Welt, um nicht alsbald die sämmtliche Gesellschaft zu einem Gastmahle dahin zu bitten. Schon war alles angeordnet, wie man sich benehmen, und wie die Mannschaft der Verschwornen durch die zahlreiche Bedienung des Kardinals, und durch verkleidete Soldaten des Montesecco vermehrt, den Freunden und Domestiken der Medici überlegen seyn sollte: aber wie bestürzt war der Klubb, als Julian beim Gastmahl fehlte; und zwar, wie man glaubt, wegen einer Augenentzündung oder eines geschwollenen Gesichts: — schon fürchtete man, eh dieses erfahren wurde, daß das Geheimniß verrathen sei.

Hierauf wurden neue Maasregeln ergriffen. Da der Kardinal an einem Sonntage, den 26. April, 1478. dem Gottesdienste in der Hauptkirche Santa Reparata in Florenz beiwohnen wollte; so sollte nach dessen Endigung eine Mit-

tags-

tagsmahlzeit bei den Pazzis gegeben werden, wobei auch die Medici seyn sollten. Die Anstalten waren getroffen, daß Laurenz an der Tafel zwischen Jakob Pazzi und Montesecco, Julian aber zwischen Franz Pazzi und Bandini sitzen, und hinter jedem der zween Brüder noch ein Verschworner als Helfer stehen sollte. Bei dem Zeichen einer auszubringenden Gesundheit sollte die Ermordung geschehen, und eine Wache den Eingang des Hauses besetzen, um den ersten Anfall des Pöbels abzuhalten, bis ihre Volkspartei, und die beorderten Truppen bei der Hand wären.

Als aber der Sonntagsmorgen erschien, erfuhr Franz Pazzi durch seine Spione im Pallaste der Medici, daß Julian nicht zum Gastmahl kommen, sondern gleich nach geendigtem Gottesdienste über Land reiten würde. Einige Anekdotenschreiber melden, er habe Tages vorher einen Brief von seiner Gattin erhalten, worin sie ihn inständig gebeten, sein Leben zu wahren: denn ihr hätte geträumt, er würde am Altare von wilden Thieren zerrissen, und sie habe vor Schrecken und Bangigkeit Fieberanfälle bekommen, die ihr in ihrer jetzigen Schwangerschaft gefährlich seyn könnten. Sie

wünsche

wünsche daher ihn schleunig bei sich zu sehen, um sich zu beruhigen und zu erholen. — Julian ward, wie man sagt, über dem Lesen dieses Briefes ohnmächtig, und Franz Pazzi, der eben bei ihm war, ihn zu beobachten, stahl ihm unterdeß den Brief weg, und vernahm daraus seines Nebenbuhlers wirkliche Heirath mit Camillen, die vollends seine Rachsucht aufs äußerste trieb. —

Itzt war keine Zeit mehr zur Ausführung des, schon unter so viel Mitwisser verbreiteten Entwurfs zu verlieren; jeder Augenblick drohte mit seiner Bekanntwerdung: man erwählte daher den einzigen noch übrigen abscheulichen Weg, in der Kirche, wo Laurenz und Julian gewiß zusammentreffen würden, beide zugleich zu ermorden. Montesecco sollte den ältern Bruder, und Franz Pazzi mit Bandini den jüngern umbringen. Montesecco aber verbat diesen Auftrag standhaft; entweder weil seine Unterredungen mit Laurenz ihn gegen ihn erweicht hatten, oder aus einer andern Bedenklichkeit: er erklärte, es sei schlechterdings wider seine Denkart, eine solche That, an einem solchen Orte zu verüben, und Entweihung des Heiligthums mit Verrätherei zu paaren.

Dieser

Dieser Vorfall verursachte eine wesentlichere Veränderung im Gange der Unternehmung, als ihre Führer sich's dachten. Denn als Montesecco Laurenzens Ermordung abschlug, war schon der Gottesdienst angegangen; und von der Kürze der Zeit gedrängt, wählte man dazu zwei Subjekte, die sich entweder bloß aus Schurkerei, oder aus blindem Enthusiasmus für ein Bild von Freiheit, oder aus Nachruhmssucht, selbst zu Mördern angeboten hatten: denen aber bei ihrer Mordlust jene Fassung fehlte, die den Schurken eigentlich vom Bösewicht unterscheidet, und diesen dem großen Manne in gerader Linie gegenüber stellt: die Fassung, Leben und Tod gleich kalt anzusehen. Diese Menschen, die vielleicht Metzelei nur aus Büchern kannten, waren die oben erwähnten Anton und Stephan von Volterra, deren Letzterer Jakob Pazzis unächten Tochter das Latein lehrte.

So war der Plan der Verschwornen, und das Zeichen zur Ermordung der beiden Brüder sollte seyn, wenn der Priester, der das Hochamt hielte, beim zweiten Klange des Glöckchens die Hostie nehmen würde. Der Erzbischoff von Pisa wollte indeß mit seinen Leuten und mit Jakob Poggio sich des Stadtpallastes bemächti-

gen

gen, die Rathsherrn, die sich ihm widersetzen würden, umbringen lassen, und nach dem Tode der beiden Medici sollte der Rath gezwungen werden, die Regierung zum Vortheil der Verschwornen einzurichten.

Itzt war die Kirche dicht voll Menschen; Laurenz, der zugleich das Sakrament empfangen wollte, kam mit dem Kardinal: aber Julian fehlte noch, und die Verschwornen schwebten in peinlichster Erwartung. Man weiß nicht, hatte er einen Wink von schlimmen Absichten der Feinde seines Hauses, oder was ihn sonst abhielt. Die beiden Brüder kannten zwar den Neid der Pazzi sehr gut: sie hatten auch Nachrichten von ihren Kundschaftern, daß der Pabst und der König von Neapel gemeinschaftlich daran arbeiteten, ihr Haus zu erniedrigen: aber daß es auf ihr Leben abgesehen sei, konnten sie doch nicht glauben, vielweniger daß man sich zu solch einem Zwecke der abscheulichsten Mittel bedienen und der Gottesverachtung schuldig machen würde; oder sie verließen sich auf die Liebe des Volks und den Beistand ihrer Freunde. Da nun der verabredete Zeitpunkt näher kam und Julian noch nicht da war, faßte Franz Pazzi mit seinem Bandini, vermöge ihrer unerschütterlichen

Keckheit, den Entschluß, ihn aus dem Hause zu holen.

Sie kommen, treten scherzend ins Zimmer, und bringen mit der größten Unbefangenheit ihre dringende Bitte, und die Wohlstandsgründe an, dem Gottesdienste, zumahl bei der Anwesenheit des Kardinals, beizuwohnen und mit ihnen in die Kirche zu fahren. Seine Entschuldigungen werden durch Schmeicheleien und Liebkosungen widerlegt. Das Betragen dieser Bösewichter war so hinreißend-verführerisch, daß auch die kältesten Geschichtschreiber ihr Erstaunen äußern, wie unter einer Maske der zwanglosesten Fröhlichkeit und zärtlichsten Freundschaft sich so wüthende Rache und Mordsucht verbergen konnte. Selbst als sie den Julian zur Mitfahrt überredet hatten, befühlt ihn noch, ehe sie einstiegen, Franz Pazzi, unter dem Schein eines zärtlichen Muthwillens, um den Ort auszusuchen, wo er seinen besten Dolchstich anbringen könnte, und zu forschen, ob er keinen Küraß anhätte; und sagt' ihm mit naiven Lächeln er habe das besondre Glück vor andern, daß er durch Krankheiten fett werde. —

Alle Hindernisse waren nun überwunden, alle Zubereitungen gemacht. Die Mörder hatten

sich

sich an die beiden Brüder angeschlossen, und eine günstige Stellung getroffen, wo ihnen die Volksmenge nicht zu sehr auf dem Nacken war. Das Glöckchen tönte zum zweitenmal. Itzt nahm der Priester die Hostie, schlug sich an die Brust und sagte: Domine, non sum dignus &c. — Da stürzte Franz auf Julian los, und durchbohrt' ihn mit einem ausdrücklich dazu gemachten Dolche, die Brust: er sank nieder. Nori, sein vertrauter Freund, wollt ihm zu Hülfe kommen, aber Bandini bemächtigte sich seiner, und streckt' ihn zu Boden. Pazzi, ob er gleich nicht mehr an Julians tödlicher Verwundung zweifeln konnte; gab ihm mit viehischer Wuth noch eine Menge Dolchstiche: und da dieser auf seine Kniee gesunken war, stach er so tief, daß er in der Hitze beim Herausziehen des Dolchs sich selbst am Schenkel schwer verwundete.

Besser war Laurenzens Schicksal. Anton von Volterra fühlte in dem Augenblicke, da er zustoßen wollte, eine bange Betäubung, und war so verblendet, daß er dem bethenden Laurenz mit dem Dolche beim Gesichte vorbeifuhr, und Stephan, der von hintenzu stieß, war noch unvorsichtiger, und gab einen drohenden

Laut von sich; worauf Laurenz, der beherzt war, sich schnell umkehrte, und blos eine leichte Wunde am Halse davon trug. Er erhob sich rasch, nahm seinen Degen, und vertheidigte sich, bis einige seiner Freunde und Bdienten herbeikamen, ihn umringten und schnell in die Sakristei verschlossen. Eilen war hier am rechten Orte: denn kaum hatten Pazzi und Bandini gesehen, daß Laurenz noch lebte, so drangen sie ihm wüthend nach; und Bandini war schon an der Thürschwelle der Sakristei, als ein Geistlicher ihn mit einem Kreuzstabe zurückschlug und zuschloß. Der Tumult in der Kirche war fürchterlich, als drohte die ganze Masse des Gebäudes den Einsturz: wer bewaffnet war, zog den Degen oder Dolch und suchte die Mörder. Alles drängte sich: viele wollten fliehen, und stürzten in den Thüren übereinander, die unten liegenden wurden erstickt, und die Weiber schrieen kläglich.

Der Kardinal flüchtete sich zum Altar, und die Geistlichkeit dient' ihm zu einer Verschanzung wider die Wuth des Pöbels, der ihn umbringen wollte, weil er ihn für mitschuldig hielt: er wurde durch die Vorsorge des Magistrats mit Mühe im Stadtpallaste in Sicherheit gebracht.

bracht. Bandini, den seine Geistesgegenwart nie verließ, öffnete sich einen Weg durchs Gedränge, schwang sich auf ein, zur Vorsicht schon bestelltes Pferd, und kam glücklich über die Gränze. Franz Pazzi wollte auch zu Pferde steigen, und das Volk aufwiegeln, sich zu bewaffnen und das medizäische Joch abzuwerfen: aber seine Wunde schmerzte und entkräftete ihn so sehr, daß er nach Hause gehn und sich zu Bette legen mußte.

Unterdeß aber, daß noch der Lärm in der Kirche dauerte, nahm der Erzbischoff von Pisa die zween andre Salviati und Jakob Poggio, mit einer Mannschaft von ohngefähr hundert misvergnügten Bürgern aus Perugia, die durch die Medizäische Partei aus ihrer Stadt verjagt worden waren, zu sich, und wollte sich abgeredtermaßen des Stadtpallastes bemächtigen. Er ließ die Peruginer im untern Saale sich verbergen, und befahl ihnen, sobald sie Lärm hören würden, das Thor des Pallastes zu besetzen, gieng mit seinen vornehmsten Gefährten hinauf und verlangte den Gonfaloniere, damahls Cäsar Petrucci, zu sprechen. Der Rathsthürhüter weigerte sich, irgend jemand, wer es auch sei, einzulassen, weil der Gonfa-

loniere mit Gästen sich eben zur Tafel gesetzt hatte. Dieser Vorfall schien dem Erzbischoff unerwartet, und er antwortete hastig, er müsse den Gonfaloniere auf der Stelle sprechen, denn er habe eine Ausrichtung vom heiligen Vater an ihn. Der Thürhüter zweifelte um so weniger an diesem Vorgeben, da er eine Menge Leute mit dem Prälaten hatte kommen sehen, und meldete dem Gonfaloniere, der Erzbischoff von Pisa verlange ihn auf der Stelle zu sprechen und bringe ein Breve vom Pabste. Den Gonfaloniere befremdete dieser Besuch zu solch einer unbequemen Zeit nicht wenig. Da jedoch der Wohlstand erforderte, ihn anzunehmen, stand er schnell vom Tische auf, empfieng den Erzbischoff und führte ihn in das Audienzzimmer. Dieß geschah mit besondrer Eilfertigkeit, weil er seine Tischgesellschaft, die Stadthauptleute, denen er gewöhnlich an Sonn- oder Festtagen eine Mahlzeit gab, nicht lange verlassen wollte. Vielleicht überraschte den Erzbischoff diese Hurtigkeit, vielleicht bracht' ihn Petruccis entschloßner Blick außer Fassung; oder er hatte seine Rolle nicht gut genug studirt: gnug er ward blaß, als der Gonfaloniere das päbstliche Breve verlangte, sah schüchtern bald da bald dorthin,

als

als sucht' er Antworten auf unerwartete Fragen, fieng an mit zitternder Stimme zu sprechen, und Worte ohne Sinn zu stammeln.

Drob schöpfte der Gonfaloniere gerechten Verdacht, und rief seine Leibwache. Jakob Poggio, der mit einigen andern Begleitern des Erzbischoffs im Vorzimmer geblieben war, sucht ihn daran zu verhindern, fand aber einen Stärkern an Petrucci, der ihn beim Schopfe faßte und zu Boden warf, drauf in einem Sprunge zu seinen Gästen eilte und für ihre Sicherheit sorgte. Er und die Rathsherrn behaupteten das obere Stock und als er keine Waffen bei der Hand hatte, vertheidigte er allein die Treppe wider etliche Verschworne, mit einem aus der nahen Küche herausgerissenen Bratspieß. Unterdessen kamen die Mazzieri *) und andere Magistratsbediente ihm und den Rathsherren zu Hülfe: die Peruginer aber und andere Soldaten, die der Erzbischoff mitgebracht hatte, hatten sich indessen in einen Versammlungssaal der Zünfte geschlichen, und entweder aus Ver-

*) Rathspedellen, die etwas mit den alten Lictoren ähnliches hatten, und den Rathsherrn silberne Kolben vortrugen.

sehen, oder aus Furcht, als sie den Lärm im obern Stocke hörten, die Thüren zugemacht, deren Schlösser eingeschnappt waren, und nur mit den Schlüsseln geöffnet werden konnten. *) Letztere trugen die Thürhüter beständig an ihren Gürteln.

Man bemächtigte sich daher der Verschwornen, die dem Erzbischoffe ins obere Stock gefolgt waren, ohne große Mühe. Einige wurden getödtet, andere zum Fenster hinaus geworfen: Poggio aber und der Erzbischoff in seinem Prälatenkleide an ein Fensterkreuz *) aufgehängt. Der hochwürdige Mann mußte vorher den ganzen Verschwörungsplan aufsetzen und mit seinem Namen unterschreiben; und seine Hoffnung, sich damit zu retten, war eitel. Franz Pazzi

*) Diese Art Schlösser hatte Petrucci besorgt; wie es überhaupt herkömmlich gewesen seyn soll, daß jeder Gonfaloniere beim Antritt seiner Regierung die Schlösser im Stadtpallast habe verändern lassen.

**) In den neuern Schriftstellern liest man: an die Fenstergitter; an die man ja aber keine Leute von inwendig heraus aufhängen kann. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber collonelle delle finestre. Dieß übersetz ich durch Fensterkreuze, welche in den damahligen Zeiten dick und von Stein waren.

Pazzi, der, wie gedacht, von seiner Wunde genöthigt worden war, das Bette zu hüten, leistete bald den beiden Gehängten Gesellschaft: denn der Pöbel riß ihn nackend in seines Onkels Hause aus dem Bette, und schleppte ihn, der voll innrer verbißner Wuth weder Mund noch Augen öffnete, vielweniger eine Frage beantwortete, nach dem Stadtpallast. Siebenzig Personen vom Klubb wurden so in der ersten Hitze an die Fenster aufgehängt; und wenn es an Platz fehlte, die halberstickten abgeschnitten, und auf die Gasse geworfen. Der alte Jakob Pazzi hatte seines Neffen Pferd bestiegen, und suchte wenigstens zu thun, was er konnte: ritt durch die Straßen und schrie Freiheit aus; niemand aber wollte von seiner Waare. Die Rathsherrn warfen ihn, als er vor den Pallast kam, mit Steinen und alles drohte und sprach ihm Hohn. Endlich begegnete ihm sein Schwager Johann Sarisberi, der ihm rieth, sich aus dem Staube zu machen, weil er die Sachen nicht ändern würde. Jakob flüchtete sich also auf seinem Pferde so geschwind als möglich, nach Romagna.

Unterdessen ward Laurenz Medici aus der Kirche unter einer starken freiwilligen Bedeckung

und Begleitung nach Hause gebracht. Die ganze Stadt ergriff die Waffen. Das Volk bemächtigte sich des Stadtpallastes, und die Soldaten und andre Verschworne, die die verschloßnen Thüren endlich erbrochen, und das Thor besetzt hatten, wurden entweder getödtet oder gefangen. Ueberall erscholl: **es leben die Medici und sterben die Pazzi!** Die Häuser der Letztern wurden in rasender Eile geplündert und zerstört. Wilhelm, Franzens Bruder, der Laurenz Medici Schwester zur Frau hatte, berief sich auf seine Unschuld, und flüchtete sich in seines Schwagers Hauß. Ihm war, wegen seiner nahen Verwandschaft mit den Medici die Theilnahme an der Verschwörung gar nicht angesonnen worden, auch keine Nachricht davon zugekommen. Renat Pazzi, der, um eben dieselbe Theilnahme zu vermeiden, sich auf sein Landhaus begeben hatte, und nachher, als er die Katastrophe erfuhr, ins Ausland fliehen wollte, wurde im Appenninischen Gebürge angehalten, und nach Florenz gebracht. Wahrscheinlich war die Verheimlichung des Projekts seine einzige Schuld. Jakob hatte ähnliches Schicksal mit ihm: denn da er sich auf seiner schnellen Flucht nicht mit Gelde versah, und

bei einem Bauer in eben dem Gebürge einkehrte, der ihm sein Pferd verkaufen sollte, erkannt' ihn der Bauer und machte Anschläge auf den Preiß, der vom Magistrat auf ihn gesetzt war, gab vor, er wolle sein Pferd in der nächsten Stadt verkaufen, und gab ihn zu Florenz an. Jakob ward also abgehohlt, mußte des Erzbischoffs Aufsatz über die Verschwörungsgeschichte und deren Theilnehmer, so wie Jener, mit seiner Nahmensunterschrift attestiren, und hofte, eben so vergeblich, mit diesem Geständnisse das Leben davon zu bringen. Er und Renat wurden nach einem förmlichen Inquisitionsprozesse vier Tage nach Julians Ermordung aufgehangen.

Der Magistrat verfügte zwar im Stillen seine Beerdigung in einer Kirche, wo die Pazzi ihr Erbbegräbniß hatten; aber der Pöbel bekam davon Nachricht, und weil Jakob vor seiner Hinrichtung Priester und Sakramente ausgeschlagen, riß man ihn wüthend, unter dem Vorwande, daß er unter dem Kirchenbann hingestorben sei, heraus, und schleppt' ihn auf den Schindanger. Auch da ließ ihn der Magistrat wegnehmen und in einen Winkel des Gottesackers begraben; doch der Pöbel grub ihn wieder aus, schleifte, (wie ers mit allen Häup-

tern

tern der Verschwornen that,) den Leichnam durch die Straßen, die Knaben mißhandelten ihn und warfen ihn in den Arno.

So schrecklich spielte das Glück mit diesem Manne, der einer der angesehensten und reichsten im Staate war, und nichts vermißte, was Menschen glücklich und froh machen kann. Einige ritterliche Unarten wurden bei ihm durch manche Tugend vergütet; denn er gab reichliches Allmosen, und hatte aus einem Bewegˀgrunde der Rechtschaffenheit, zur Vorsicht, auf den Fall der mißlungenen Verschwörung, am Tage vor deren Ausbruch, alle seine Schulden bezahlt und alle Waaren und Kleinodien, die er von andern in Verwahrung hatte, den Eigenthümern zustellen lassen, daß, wenn er unglücklich würde, niemand darunter leiden möchte. Renat war der einzige unter den Pazzi's, den jedermann bedauerte; denn er hatte stets den Ruhm eines friedsamen und unbescholtenen Mannes gehabt. Wilhelm, Jakobs Neffe, der völlig unschuldig war, wurde gleichwohl auf Zeitlebens auf seine Villa verbannt, obgleich seine Gemahlin Blanka knieend um seine Freiheit bat: und das Schicksal der übrigen Pazzi's, deren Verbrechen blos in ihrem Namen bestand,

war ewige Gefangenschaft in Volterra: alle wurden für Feinde des Staats erklärt.

Der junge Kardinal, der bei seiner Vernehmung betheuerte, er habe vom ganzen Anschlage nichts gewußt, *) hatte einen kurzen Arrest, der ihn noch dazu vor der Wuth des Pöbels sicherte. Laurenz schickte ihn dem Pabste mit den höflichsten Entschuldigungen zurück. Aber Sixtus, der über den schlimmen Ausschlag der Entwürfe seiner Lieblinge tödlich ergrimmt war, brauste auf, nannte den Kardinal seinen Legaten, den man sich erfrecht hätte, gefangen zu nehmen, wiewohl dessen Legatur nur ein Puppenwerk war.

Stephan und Anton von Volterra hatten sich in ein Kloster versteckt, wurden ausgespäht, und des Protestirens der Mönche ungeachtet, die das von Kaisern und Päbsten ihrem Convent bestätigte Recht einer unverletzlichen Freistatt vorschützten, herausgeholt, und als Schurken hingerichtet. Der einzige unter den Ver-

*) Infessura Diar. Roman. am oben angeführten Orte: poco ci mancó che non impiccarono lo detto Cardinale. Má i Fiorentini gli ebbero assai rispetto, che era assai garzone e si scusava, che di queste cose non haveva saputo niente.—

Verschwornen, der ein minder schimpfliches Urtheil erhielt, war der tapfere Montesecco, weil er bekanntlich sich lange geweigert, und Vorstellungen gethan hatte, eh er das Werkzeug dieses blutigen Unternehmens zu werden, durch seine Verfassung gezwungen worden war. Er wurde enthauptet.

Napoleon Francesi verschwand glücklich. Auch Bandini dünkte sich vor allen Nachstellungen der Florentiner sicher. Dieser Böswicht, den unglaubliche Schlauheit und Verwegenheit auszeichnete, hatte von den Pazzi große Summen in Geld und Wechseln erhalten, und war, da er sich in Italien nicht sicher glaubte, durch Umwege glücklich zu einem Hafen am Adriatischen Meere gekommen, und von da nach Konstantinopel gesegelt. Während er nun in Galata seine Wechsel erhub, schrieb Laurenz Medici, der die Nachricht von Bandinis Ankunft von seinen dortigen Faktoren bei Zeit erhalten hatte, an den Sultan Bajazet und dieser lieferte ihn aus; es sei nun, daß er ein Geschenk von Laurenz erhalten hatte, oder daß er den Pabst kränken wollte, oder aus bloßer Gerechtigkeitsliebe. „Bist du ein Christ? fragt ihn der Sultan.

Ja.

Ja.

„Glaubst du, wie deine Brüder, daß dein „Gott im Tempel und selbst im Opfer ist, das „ihr ihm bringet?“

Ja.

„Und diesen Tempel hast du entweiht, und „das Opfer gestört, hast der Gegenwart deines „Gottes Hohn gesprochen, und vor dem Glanze „seines Angesichts der Hölle ein Opfer gebracht? „hast einen Menschen ermordet, der dich nie „beleidigte, und der noch warm von deinem „Freundschaftskusse war! — Du irrest, wenn „du in meinem Reiche Schutz zu finden hoffest, „ich würde deinen und meinen Gott erzürnen, „wie du, wenn ich dich schützte. Die Gerech„tigkeit erwartet dich hier vor meinem Throne —

Beim Hinausgehen aus dem Saale stunden die Abgeordneten von Florenz und nahmen ihn in Verhaft.

Doch wir kommen auf Laurenz zurück. Dieser war kaum nach gestilltem Tumult in seinem Pallaste angekommen, als ihm alles zuströmte, was einen Namen in Florenz hatte, und ihm Leben und Güter wider seine gegenwärtige und zukünftige Feinde anbot. Sein Ansehen stieg höher als jemals; und sogar seine erschöpfte, und

mit

mit ungeheuren Schulden beschwerte Kasse, die ihm einen Bankerott drohte, erhohlte sich wieder, weil ihm sowohl der gemeine Stadtschatz als das Vermögen der reichen Bürger Zuflucht gewährte.

Julians Leichbegängniß ward prächtig, und unter allgemeiner Wehmuth gefeiert. Denn er war der leutseligste, wohlthätigste Jüngling von Stande in seiner Heimath, und hatte jedermanns Herz. Die beiden Corps päbstlicher Truppen, deren eins nach Faenza in Romagna, und das andere nach Val di Tevere seinen Weg genommen hatte, waren wirklich auf dem Marsche nach Florenz, um die Pazzi zu unterstützen. Als sie aber hörten, daß die Unternehmung fehlgeschlagen war; kehrten sie wieder um.

So endigte sich diese berühmte Verschwörung, die sich dadurch von andern Begebenheiten ihres Gleichen in der Geschichte der Menschheit auszeichnet, daß vier mächtige Leidenschaften, jede einzeln stark genug, die Triebfeder einer Verschwörung zu seyn: Eigennutz, Ehrgeiz, Liebe und Rache, in ihr vereint würkten.

Die Florentiner, die der Pabst in den Bann that, trotzten dem Banne und befahlen ihren

Prie-

Priestern, ihre geistlichen Funktionen nach wie vor, unbesorgt fortzusetzen; ja sie ließen in allen umliegenden Provinzen bekannnt machen, „daß „der Pabst sich ihnen nicht als Hirte einer Heerde, „sondern als Wolf gezeigt habe; und, so wie er „selbst den Stuhl des heilgen Petrus durch schlechte „Wege erlangt, so hab er zu den obersten Aem„tern der Kirche Unwürdige erhoben, die mit „Meuchelmördern zusammengetreten wären und „unter der heiligen Messe die abscheulichsten Bu„benstücke verübt hätten. Daß er nunmehr, „da sein Zweck, rechtschaffene Bürger umbringen „zu lassen, und die Regierung zu ändern, mis„lungen sei, sich durch den Bannstrahl rächen „wolle. Aber Gott, der gerecht sei, könne „solche Gewaltthaten nicht gut heißen, noch „wollen, daß man solch einem Statthalter von „ihm zu Fuße falle, sondern daß man sich an „ihn, als den Allerheiligsten wende. —“

Der rachgierige Sixtus reizte dagegen alles, was er konnte, wider die Florentiner auf, alliirte sich mit dem Könige von Neapel, und verwickelte ihren Staat in einen schweren Krieg: aber Laurenz drang durch alle Widerwärtigkeiten mit seinem Geiste und mit seinem Ansehen durch, stellte seinen und der Stadt blühenden Zustand

wieder her, und schafte ihr und ihren Nachbarn Friede. Er dirigirte den florentinischen Staat lange Zeit, und hatte seit jener Gefahr seines Lebens eine Compagnie zur Sicherheitswache, die ihm das Ansehen eines Souveräns gab. Durch ihn blühten die Künste, er hatte selbst ihre Talente. Die meisten Regenten der damaligen Zeit respektirten ihn, wie einen ihres Gleichen; ihn ehrten fremde Welttheile: der Sultan von Egypten schickt ihm einen Abgesandten zu Versicherung seiner Hochschätzung. Laurenz starb 1492. Sein zweiter Sohn und sein Neffe, den Julians Gattin kurz nach dessen Ermordung geboren hatte, kamen beide, jener als Leo der zehnte und dieser als Clemens der siebente, auf den päbstlichen Stuhl.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich, 1759-1805

Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen

Bd.: 1. (1788).

Leipzig 1788

H.misc. 288-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739380-8
VD18 90394577-001